

Der Reidenmeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Nr. 186

13. Mai 2011

Ein Leben für den Naturschutz

Wilhelm Lienenkämper (1899 - 1965) und die „Grüne Widerstandsbewegung“ in Lüdenscheid und im Kreis Altena

Almut Leh

Einleitung¹

Im September 1965 dominierte die Nachricht vom Tode Wilhelm Lienenkämpers die erste Seite der „Mitteilungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Nordrhein-Westfalen“, dem ‚Zentralorgan‘ des amtlichen Naturschutzes in NRW.

„Am 2. April 1965 ist Herr Rektor a. D. Wilhelm Lienenkämper, Inhaber des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse und der Alexander-von-Humboldt-Medaille in Silber nach einem erfüllten Leben im Alter von 65 Jahren verstorben. Seit über drei Jahrzehnten hat er sich mit ganzer Hingabe dem Naturschutz und den Fragen der Landschaftspflege gewidmet. (...) Als Beauftragter für den Naturschutz hat er aber nicht nur in seiner engeren sauerländischen Heimat, sondern darüber hinaus in Nordrhein-Westfalen und in der Bundesrepublik hohes Ansehen erworben. Es ist bekannt, daß er sich in besonderem Maße für die Hauptamtlichkeit der Bezirksbeauftragten eingesetzt hat. Zuletzt machte er sich durch seine Schrift ‚Grüne Welt zu treuen Händen‘ einen Namen. Das Buch gibt in ergreifender Weise Zeugnis von einem tief in seiner Heimat verwurzelten Natur- und Menschenfreunde. (...)“²

Dieser Nachruf macht deutlich, dass Wilhelm Lienenkämper nicht nur eine lokale Größe war, sondern mindestens in Nordrhein-Westfalen, ja sogar bundesweit unter den Naturschützern großes Ansehen genoss. Aus Lüdenscheider Perspektive ist das alles andere als selbstverständlich. Hier wird man ihn eher als örtlichen Heimatschützer erinnern. So kann man in der lokalen Presse gelegentlich den Namen Wilhelm Lienenkämper lesen, wenn nämlich der Sauerländische Gebirgsverein zu seiner jährlichen Lienenkämper-Gedächtniswanderung einlädt. Und die Älteren erinnern sich vielleicht an die Beilage zu den „Lüdenscheider Nachrichten“ mit dem Titel „Heimatliebe – Heimatschutz“, die Lienenkämper über



Abb. 1. Wilhelm Lienenkämper in seinem grünen Revier

Jahrzehnte herausgegeben hat. Dass er Lehrer an der Tinsberger Schule war, werden vermutlich nicht allzu viele wissen. Denn dort dürfte man ihn selten gesehen haben, weil er die meiste Zeit vom Lehramt freigestellt war, um seinen ehrenamtlichen Aufgaben im Naturschutz nachzukommen. Und die beschränkten sich keinesfalls auf den regionalen Nahbereich. Zwar war Lienenkämper als Naturschutzbeauftragter zuständig für die Stadt Lüdenscheid und den Kreis Altena, darüber hinaus war er aber für den Naturschutz im gesamten Regierungsbezirk Arnsberg zuständig und damit

einer der Akteure auf Landesebene. Aus dieser Funktion heraus hatte er erheblichen Einfluss auf die Entwicklung des Naturschutzes in Nordrhein-Westfalen; und auch auf den Tagungen der Naturschutzbeauftragten Deutschlands war er jemand, der sich zu Wort meldete und dessen Wort gehört wurde.

Ich selbst habe Wilhelm Lienenkämper im Jahr 2002 in Düsseldorf kennengelernt, und zwar im dortigen Hauptstaatsarchiv. Mehrere Monate habe ich damals in diesem Archiv zugebracht und die Akten der Obersten Naturschutzbehörde, des Kultusministeriums, und die Akten der nordrhein-westfälischen Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege durchgearbeitet. Die Stiftung Naturschutzgeschichte und das Museum zur Geschichte des Naturschutzes auf der Drachenburg im Siebengebirge hatten das Institut für Geschichte und Biographie beauftragt, den behördlichen Naturschutz in NRW aus der Perspektive der Akteure zu erforschen und die noch lebenden Zeitzeugen zu befragen.

Akteure des amtlichen oder behördlichen Naturschutzes waren seit Anfang des 20. Jahrhunderts bis 1975 sogenannte ehrenamtliche Beauftragte für Naturschutz, wie Lienenkämper einer war. Von daher war die ehrenamtliche Komponente im staatlichen Naturschutz eine feste Größe, ja sogar die tragende Säule. Es wurden zwar Naturschutzbehörden installiert, besetzt waren diese aber mit sachunkundigen Verwaltungsbeamten, die mit einer Vielzahl weiterer Aufgaben, meistens im Bereich von Ordnung und Bauen, betraut waren. Zur fachlichen Beratung der Behörden wurden ehrenamtlich besetzte Naturschutzstellen eingerichtet, deren Geschäftsführer zu sogenannten „Beauftragten für Naturschutz“ ernannt wurden. Initiativen im Bereich des Naturschutzes und auch deren Umsetzung oblagen deshalb ganz wesentlich diesem ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten.³

1 Der Beitrag beruht auf einem Vortrag am 24. 11. 2010 im Geschichtlichen Forum des Geschichts- und Heimatvereins Lüdenscheid gemeinsam mit dem Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen.

2 Mitteilungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Nordrhein-Westfalen, 3. Jg., Neue Folge 2. 9. 1965, S. 1

3 Zur Geschichte des staatlichen Naturschutzes und der besonderen Rolle ehrenamtlicher Naturschutzbeauftragter vgl. Almut Leh: Zwischen Heimatschutz und Umweltbewegung. Die Professionalisierung des Naturschutzes in Nordrhein-Westfalen 1945 - 1975, Frankfurt a. M. 2006, dies.: Von „alten Idealisten“ und „halben Schulmännern“. Die nordrhein-westfälischen Bezirksbeauftragten zwischen Ehrenamt und Hauptamt, in: Institut für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung e. V. (Hg.): Zur Zukunft des Ehrenamtes im Natur- und Umweltschutz, Berlin 2005, S. 63 - 79, dies.: Die ehrenamtlichen Wurzeln des staatlichen Naturschutzes in Deutschland, in: Bundesamt für Naturschutz (Hg.): Freiwilligenarbeit im Naturschutz, bearb. v. Sina Bremer, Karl-Heinz Erdmann und Till Hopf, Bonn/Bad Godesberg 2006, S. 13 - 23, dies.: „Grüne Not“ und „Grüne Widerstandsbewegung“ – Naturschutz in Westfalen, in: Jürgen Büschenfeld (Hg.): Natur- und Umweltgeschichte in Westfalen. Westfälische Forschungen. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte 57/2007 S. 45 - 70, dies.: Zwischen Beruf und Berufung. Geschichte und Entwicklung der Ehrenamtlichkeit im staatlichen Naturschutz, in: BBN (Hg.): Von lokalem Handeln und globaler Verantwortung – Jahrbuch für Naturschutz und Landschaftspflege (Bd. 56/2), Bonn 2007, S. 70 - 78 und dies. mit Hans-Joachim Dietz: Im Dienst der Natur. Biographisches Lese- und Handbuch zur Naturschutzgeschichte in Nordrhein-Westfalen, Essen 2009.



Abb. 2. Im Spätsommer 1929 feierte die Schule Schönebecke ihr 100-jähriges Bestehen. Nach einer Feierstunde an der Schule marschierte Wilhelm Lienenkämper mit seinen Schülern zur Herscheider Wehrhalle.

Bei meinen Bemühungen, mich mit Hilfe der Ministerialakten in diese Materie einzuarbeiten, fielen mir zwei Personen als herausragend auf. Der eine war Matthias Schwickerath, Bezirksbeauftragter im Regierungsbezirk Aachen von 1927 bis 1968; der andere war Wilhelm Lienenkämper. Ein Zeitzeugeninterview war leider nicht mehr möglich, denn Lienenkämper verstarb bereits 1965. Dafür konnte ich aber seinen Sohn Peter Wilhelm und seine langjährige Sekretärin Margarete Schmidt interviewen. Auch seine Tochter Annegrete lernte ich kennen, die mir Fotos von ihrem Vater zur Verfügung stellte. Und in Altena, im Archiv des Märkischen Kreises, ließen sich mit Hilfe der Archivarin, Frau Müller, mehrere Kartons mit Unterlagen aus dem Leben Wilhelm Lienenkämpers finden, die ich allesamt durcharbeiten konnte.

Ich möchte Ihnen diesen Mann in drei thematischen Aspekten näherbringen: Der erste bezieht sich auf Lienenkämpers Naturschutzverständnis und seinen Beitrag zum Aufbau einer Naturschutzorganisation, wobei Sie Lienenkämper als den im Nachruf beschriebenen „in seiner Heimat verwurzelten Natur- und Menschenfreund“ kennenlernen werden. Der zweite Aspekt thematisiert die Zeit des Nationalsozialismus und die unmittelbare Nachkriegszeit, weil sich an Lienenkämper einiges aufzeigen lässt, was für den Naturschutz dieser Zeit insgesamt charakteristisch war. Und im dritten Punkt geht es um Lienenkämpers Engagement für die Hauptamtlichkeit der Bezirksbeauftragten, von dem im Nachruf die Rede ist, weil er damit einen wichtigen Beitrag zur Professionalisierung des Naturschutzes geleistet hat.

Lebenslauf und Hinwendung zum Naturschutz

Beginnen wir mit einem Lebenslauf, den Wilhelm Lienenkämper vermutlich 1953 geschrieben hat und den ich im Archiv des Märkischen Kreises fand: „Am 7. 11. 1899 in Langenohl, Gemeinde Valbert, Kreis Altena, geboren. Vater: Wilhelm Lienenkämper, Mutter: Berta Fittig. Beide Eltern entstammen bäuerlichem

Geschlecht. Erste Schulausbildung in der einklassigen Volksschule zu Hardenberg, Gemeinde Valbert, Kreis Altena.“⁴

Zwei Schicksalsschläge haben vermutlich die Kindheit Wilhelm Lienenkämpers überschattet: Der Brand des elterlichen Hofes 1906, dem zwei Umzüge folgten, erst nach Korthausen, dann nach Karlsbach, beide im Oberbergischen Kreis gelegen. Und 1910 dann der Tod des Vaters, dem 1913 ein weiterer Umzug folgte, und schließlich die Wiederverheiratung der Mutter mit dem Maler- und Anstreichermeister Ernst Voehrs. Mit dem bäuerlichen Leben dürfte es spätestens dann vorbeigewesen sein.

1914, mit gerade einmal 15 Jahren, begann Lienenkämper die Lehrerausbildung auf der Präparandenanstalt in Bergneustadt, die 1917 durch die Einberufung zum Militärdienst unterbrochen wurde. Lienenkämper erlitt eine Verletzung und verbrachte etwa ein Jahr „genickstarreerkrankt“ in einem Lazarett in Warschau. Mit Ende des Krieges, im Januar 1919 wurde er aus dem Militärdienst entlassen und setzte seine Berufsausbildung am Lehrerseminar in Gummersbach fort, wo er 1921 die erste Lehrprüfung ablegte.

Die nun folgende Zeit war für Lienenkämper biographisch sehr bedeutsam: Von 1921 bis 1925 war er in einer Schule in Weitmar bei Bochum beschäftigt, also mitten im Ruhrgebiet, was Lienenkämper später immer wieder als einschneidende Erfahrung beschrieben hat. In Weitmar machte er 1923 auch die zweite Lehramtsprüfung. Eine feste Anstellung zu bekommen war offenbar schwierig. Der Beschäftigung in Weitmar folgte eine kurze vertretungsweise Anstellung an der Häusling- und Hammerhütteschule in Siegen, dann, ab Sommer 1925, eine weitere Vertretung an der einklassigen Volksschule in Schönebecke, Gemeinde Herscheid, womit Lienenkämper wieder zurück im Kreis Altena war. Aus der Vertretung wurde 1928 eine endgültige Anstellung. In Schönebecke blieb Lienenkämper insgesamt 13 Jahre bis 1938. In diese Zeit fällt

auch die Familiengründung: „1929 Eheschließung mit Elisabeth Hoffmann, 1931 Geburt der Tochter Annegrete und 1937 Geburt des Sohnes Peter Wilhelm“.

Die Jahre in Schönebecke waren für Lienenkämper aber nicht nur beruflich und familiär prägend. In diese Zeit fiel auch seine Hinwendung zum Naturschutz. Es gibt einen wunderschönen Text, in dem Lienenkämper beschreibt, wie dieses Interesse bei ihm entstanden ist:

„Im Jahre 1926 kam es über mich. Der Kalender zeigte den Heumond. Tag für Tag führte der Weg vom Gasthaus das Ahetal hinauf nach Schnorrenbecke, wo ich 30 Bauernkinder zu betreuen hatte. Der Bach rauschte die Wehre hinab. Die Sonne strahlte über die Bockeshardt. Am Bornhagen ästen Rehe. Die Wasseramsel knickste 'Guten Morgen'. Der Tau glänzte silber auf jedem Halm. Kein Mensch begegnete mir, nur dann und wann der Milchhändler oder der Wegwärter. Wer so tagaus tagein im verborgenen Paradies lebte, hat Zeit und Muße über die Vergangenheit nachzusinnen und Pläne für die Zukunft auszudenken. Und so stellte ich denn eines Morgens fest, just als der Eisvogel auf dem Schüttbrett saß, dass es das Schicksal eigentlich recht gut gemeint hatte, als es mich aus der großen Stadt in die Einsamkeit versetzte, und dass es doch ein rechtes Glück für einen Menschen sei, wenn sein Leben nicht ausschließlich neben Zechenhalden, unter Fördertürmen und auf Asphaltstraßen abrollt. Aus dieser Feststellung wurde die Einsicht geboren, dass nun wohl etwas getan werden müsse, die Naturschönheit des Landes zu erhalten, damit auch andere Menschen ihrer teilhaftig werden könnten. Nachdem dieser Gedanke wochenlang wie ein Samenkorn auf der Seele gelegen hatte, reifte eines Tages der Entschluss, von nun an nicht mehr zur eigenen Lust und Freude den lieben langen Nachmittag mit Pflanzenbestimmungsbuch und Lupe zuzubringen, sondern etwas zu unternehmen, damit aus der Natur kein Krämerladen werde. Das war im Brachmond, als die Wiesen ihr buntes Kleid von Hahnenfuß, Lichtnelke, Lampenputzer und Vergissmeinnicht anzogen.“⁵

Dass einem bei diesen Zeilen spontan Hermann Löns einfällt, ist sicher kein Zufall. Auch Gerhard Rademacher, Lienenkämpers Nachfolger als Kreisbeauftragter für Naturschutz, beschrieb mir im Interview Wilhelm Lienenkämper als „Hermann-Löns-Typ“, was durchaus positiv gemeint war, aber auch zum Ausdruck bringen sollte, dass Lienenkämper einer anderen Zeit angehörte.⁶ Die Formulierungen gehören in die Romantik und reflektieren die dort gepflegte ästhetisierende, idealisierende Naturbetrachtung, die für die Anfänge des Naturschutzes charakteristisch war. Lienenkämper scheint dieses Hermann-Löns-Image gezielt eingesetzt zu haben. Denn dass es sich bei dem zitierten Text um eine sehr bewusste und wohlformulierte Selbststilisierung handelt, lässt sich schon daraus schließen, dass er diese Passage mehrfach verwendet hat.

Das geschilderte Erweckungserlebnis hatte weitreichende Folgen, denn Lienenkämper war entschlossen, Naturschutz nicht allein „zur eigenen Lust und Freude“ zu betreiben, sondern eine „grüne Widerstandsbewegung“ ins Leben zu rufen. Der Aufsatz, in dem Lienenkämper die Geschichte des Naturschutzes im Kreis beschreibt, trägt denn auch den Titel „Herscheid, Wiege der grünen Widerstandsbewegung“.⁷

Im Lebenslauf schlägt sich die weitere Entwicklung wieder folgt nieder: 1925 Aufnahme der Mitarbeit im Westfälischen Heimatbund, 1929 Gründung der Zeitungsbeilage „Heimatliebe - Heimatschutz“, 1932 Gründung der Kreisstelle für Naturschutz Altena-Lüdenscheid,

4) Archiv des Märkischen Kreises, B 332

5) Der Text findet sich wortgleich an zwei Stellen, und zwar bei Wilhelm Lienenkämper: Herscheid, Wiege der grünen Widerstandsbewegung, in: Der Märker, Jg. 12, 1963, S. 183, wobei Lienenkämper die Passage als Tagebucheintrag ausweist und sich quasi selbst zitiert, und in einem Zeitungsartikel aus Anlass seines 50. Geburtstags in den „Lüdenscheider Nachrichten“ vom 19. 11. 1949, Seite für die Heimat „Porträt der Woche“.

6) Interview mit Gerhard Rademacher, geführt am 15. 1. 2003 von Almut Leh

7) In: Der Märker, Jg. 12, S. 183 - 185

1935 Ernennung zum Kreisnaturwart der NSDAP, im gleichen Jahr Ernennung zum Bezirksbeauftragten für Naturschutz im Regierungsbezirk Arnberg und zum Kreisbeauftragten für Naturschutz im Kreis Altena-Lüdenscheid.

Weiterhin erfahren wir, dass Lienenkämpfer von 1935 bis 1938 vom Schuldienst freigestellt wurde, wie er schreibt, „zur Wahrnehmung der Geschäfte als Naturschutzbeauftragter“, dass er dann zum 1. Mai 1938 an die Tinsberger Schule nach Lüdenscheid versetzt wurde, weil eine weitere Freistellung vom Schuldienst während des Krieges nicht gewährt wurde und Lienenkämpfer offenbar annahm, dass die örtliche Anbindung an die Behörden in der Stadt eine bessere Durchführung der Naturschutzarbeit ermöglichen würde. Im Oktober 1944 wurde Lienenkämpfer schließlich noch zur Wehrmacht eingezogen und verbrachte nach Kriegsende ein Jahr in einem Internierungslager nahe München, wie er schreibt, „wegen Zugehörigkeit zu hohen Ämtern“. Im Dezember 1946 wurde er wieder in den Schuldienst eingestellt, wobei er seit 1948 wieder freigestellt war „zur Durchführung der Naturschutzarbeit“.

Man könnte denken: Ja, so war das eben, wenn sich jemand im Naturschutz engagieren wollte. Dann ging er in den Heimatbund und, wenn er besonders engagiert war, gründete er eine lokale Organisation. Tatsächlich war vor allem letzteres alles andere als selbstverständlich und erforderte Willensstärke und Organisationstalent. Beides besaß Lienenkämpfer offenbar.

Gründung und Aufbau der Landschaftsstelle für Naturschutz Altena-Lüdenscheid

Schauen wir uns kurz die institutionellen Rahmenbedingungen an, die Lienenkämpfer vorfand: 1906 war in Preußen die „Zentrale Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege“ gegründet worden, deren Aufgabe im Wesentlichen darin bestand, den Aufbau ähnlicher Stellen auf unteren staatlichen Ebenen, vor allem aber auf der Ebene der Provinzen zu unterstützen. In Westfalen war dies schon 1908 umgesetzt worden mit der Gründung eines Provinzialkomitees für Naturdenkmalpflege. Es würde zu weit führen, die Entwicklung auf Provinzialebene hier nachzuverfolgen. Wichtig für unseren Zusammenhang ist allein die Feststellung, dass in Westfalen unter der Ägide des Provinzialverbandes eine zentralistische Naturschutzarbeit betrieben wurde. Anders als z. B. in der benachbarten Rheinprovinz wurden in Westfalen keine nachgeordneten Naturschutzorganisationen auf Kreisebene gegründet. Vom Ergebnis her kann und muss man die Arbeit des westfälischen Provinzialkomitees sicher positiv bewerten: 1932 gab es in Westfalen 56 ausgewiesene Naturschutzgebiete, das waren 20 % aller preußischen Schutzgebiete, womit Westfalen zu den führenden Provinzen Preußens gehörte. Was die Einbindung lokaler und regionaler Aktivitäten betraf, besaß das Provinzialkomitee bzw. der Provinzialkommissar hingegen eine weniger glückliche Hand, wie Lienenkämpfer erfahren sollte.

Denn nachdem Lienenkämpfer den Naturschutz für sich entdeckt hatte, wandte er sich an Dr. Hermann Reichling, Direktor des Naturkundemuseums in Münster und seit 1926 Geschäftsführer des westfälischen Provinzialkomitees, von daher der zuständige Mann auf übergeordneter Ebene. Am 10. Juni 1926 schrieb Lienenkämpfer folgenden Brief an Hermann Reichling: „Sehr geehrter Herr Direktor! Ich interessiere mich für die Arbeit am Naturschutz und bitte Sie als Kommissar für Naturdenkmalpflege in Westfalen um nähere Auskunft über evtl. Mitwirkung im Dienste des Naturschutzes. Besteht im Kreise Altena eine Kreisstelle?“⁸ Die Antwort Reichlings ließ nur wenige Tage auf sich warten. Die Mitarbeit Lienenkämpfers sei ihm „sehr erwünscht“. Auf die Frage nach der Existenz einer Kreis-

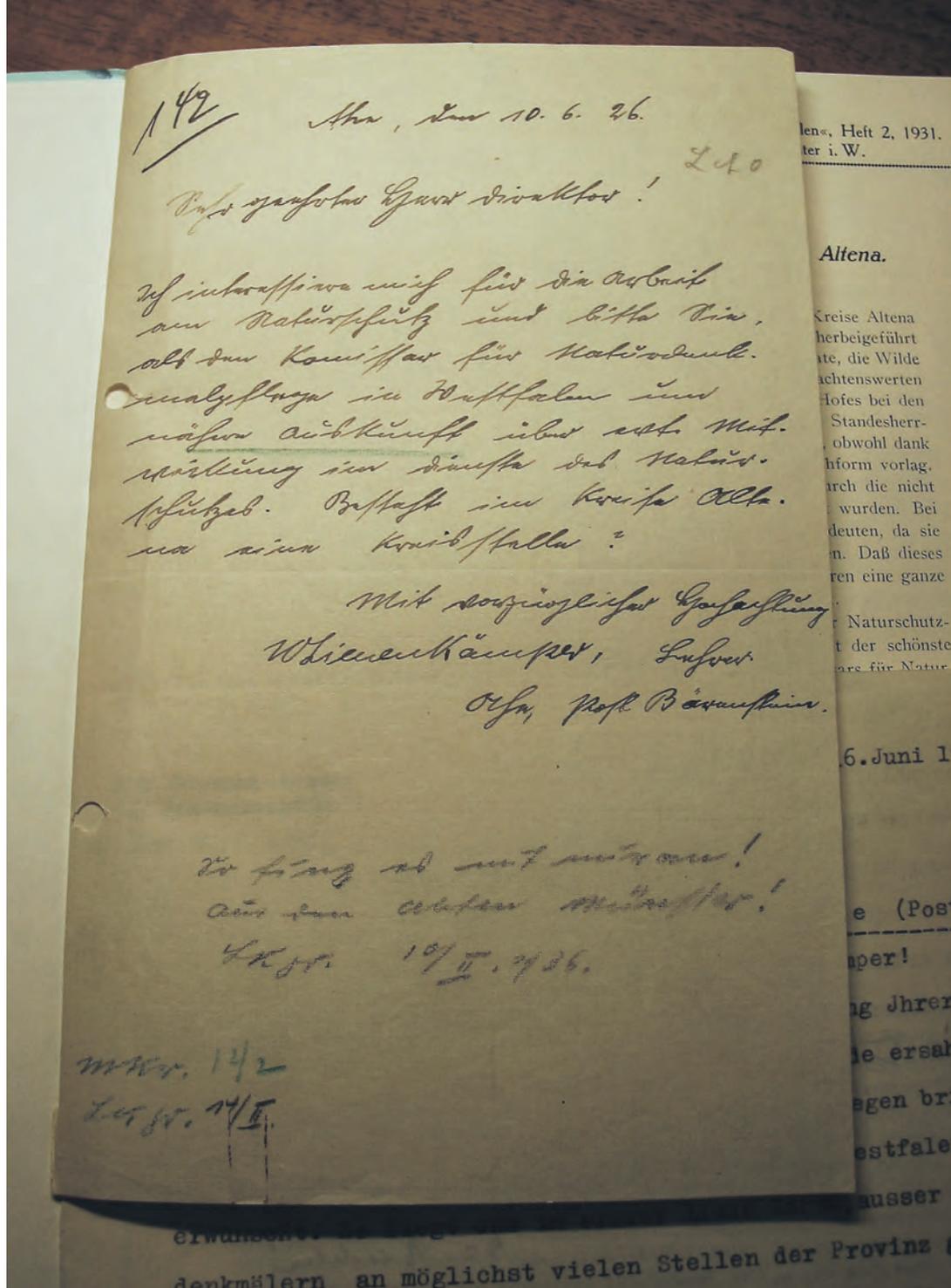


Abb. 3. Brief Lienenkämpfers an Hermann Reichling am 10. Juni 1926

stelle ging er allerdings nicht ein.⁹ Für Lienenkämpfer war dies die unterschwellige Botschaft, dass aus Münster kaum Unterstützung für seine Unternehmungen zu erwarten war.

Deshalb suchte Lienenkämpfer anderweitig nach Bundesgenossen und wurde fündig beim Sauerländischen Gebirgsverein und beim Westfälischen Heimatbund, wo es eine Fachstelle für Naturdenkmalpflege „Märkisches Sauerland“ gab, deren Mitglieder nach Einschätzung Lienenkämpfers „gute Sachkenntnis und kämpferische Haltung“ zeigten. In dieser Fachstelle für Naturdenkmalpflege engagierte sich Lienenkämpfer, und im Oktober 1930 wurde er zum ersten Vorsitzenden gewählt.

Parallel dazu setzte Lienenkämpfer alles an den Aufbau einer Vertretung der Naturschutzinteressen vor Ort. Es spricht für die Überzeugungskraft und das Durchhaltevermögen Lienenkämpfers, dass am 16. April 1932 die Gründung einer Kreisstelle gelang. Für den Vorsitz hatte Lienenkämpfer keinen geringeren als den Land-

rat gewinnen können. Und der Oberbürgermeister der Stadt Lüdenscheid und alle Bürgermeister des Kreises Altena waren Gründungsmitglieder. Für die Wirksamkeit der Stelle dürfte diese hochrangige Besetzung von großer Bedeutung gewesen sein, auch wenn die Unterstützung eine eher ideelle war. 1936 waren im Kreis Altena sechs Naturschutzgebiete ausgewiesen. Das waren vier mehr als 1929 und ebenso viele wie im Kreis Münster. Altena und Münster waren damit die Kreise mit den mit Abstand meisten Schutzgebieten. Für den Kreis Altena war dies im Wesentlichen der persönliche Verdienst Lienenkämpfers.

Bemerkenswert ist außerdem, dass die Lienenkämpfersche Naturschutzstelle keinerlei Unterstützung seitens des Provinzialkomitees erfuhr, im Gegenteil, dort geradezu auf Widerstand gestoßen war. Auf die Mitteilung ihrer Gründung hatte Reichling äußerst reserviert reagiert. Weder dieser „Ausschuss“ noch seine Mitglieder, hatte Reichling Lienenkämpfer beschieden, könnten amtlichen Charakter beanspruchen. Das Gremium könne lediglich als weiteres Glied des Fachausschusses

8) Archiv des Märkischen Kreises, B 327
9) Ebd.



Abb. 4. Dr. Hermann Reichling (1890 – 1948), Kommissar für Naturdenkmalpflege für die Provinz Westfalen

für Naturdenkmalpflege in der Landschaft „Märkisch-Sauerland“ des Westfälischen Heimatbundes gelten.¹⁰ Insofern kann man feststellen, dass Lienenkämper diese hochrangig besetzte regionale Naturschutzinstitution gewissermaßen im Alleingang und unter dem Dach des Westfälischen Heimatbundes ins Werk gesetzt hatte. Erst drei Jahre nach ihrer Gründung, 1935, wurde die Naturschutzstelle offiziell anerkannt, und zwar im Zuge des 1935 verabschiedeten Reichsnaturschutzgesetzes, das die reichsweite Gründung von Naturschutzstellen auf Kreis- und Regierungsbezirksebene vorsah. Lienenkämper war im Hinblick auf die Organisationsstruktur seiner Zeit offenbar deutlich voraus gewesen und konnte sich von der weiteren Entwicklung bestätigt fühlen.

Der volkspädagogische Ansatz

Lienenkämper war mir aber noch in anderer Hinsicht aufgefallen. Und zwar mit seinem ausgeprägt volkspädagogischen Impetus, der seine Naturschutzarbeit in besonderer Weise charakterisiert. Während in den Tätigkeitsberichten des schon erwähnten Matthias Schwickeraths viel von wissenschaftlichen Untersuchungen, pflanzensoziologischen Studien und entsprechenden Veröffentlichungen die Rede ist, sind es bei Wilhelm Lienenkämper die „kulturellen Aufgaben“, die als Charakteristikum seiner Arbeit ins Auge fallen. Sein „Hochziel“ sei es, so schrieb er 1952, „Naturschutz und Landschaftspflege zur Volkssache zu machen“.¹¹

In den jährlichen Tätigkeitsberichten las sich das etwa so: „Die Förderung des allgemeinen Verständnisses für unser Gedankengut wurde auch in den abgelaufenen zwei Jahren fortgeführt. Die schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich auf die Herausgabe von ‚Heimatliebe – Heimatschutz‘, Beilage zu den ‚Lüdenscheider Nachrichten‘. Die Beilage wird jeweils an 100 Behörden, Dienststellen, Vereine, Bünde und Einzelpersonen versandt. (in späteren Jahren waren es an die 200, A. L.) (...) Der Unterzeichnete veröffentlichte ferner Beiträge im Westfälischen Bauernkalender, im Westfälischen Heimatkalender, im Kleinen Naturschutzkalender, im

Handbuch des Märkischen Kreises, in der Zeitschrift ‚Unser Wald‘, im Sauerländischen Gebirgsboten und im Kommunalpolitischen Informationsdienst. Die Vortragstätigkeit erstreckte sich auf Schulungen der Polizei, der Heimat- und Wanderverbände, Volkshochschulen, Jugend- und Wanderführerlehrgänge, Lehrerarbeitsgemeinschaften, Naturwissenschaftliche Vereinigungen.“¹²

Die Werbe- und Vortragstätigkeit war vor allem darauf gerichtet, möglichst unterschiedliche Bevölkerungsgruppen zu erreichen, dabei insbesondere Multiplikatoren wie Lehrer, Wanderführer und Kirchenvertreter anzusprechen, sowie ein Netzwerk des vereinsmäßig betriebenen Naturschutzes aufzubauen durch Kontakte zum Westfälischen Heimatbund, zum Sauerländischen Gebirgsverein, zur Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, aber auch zum Arbeitertouristenverein „Naturfreunde“.

Für sein Ziel, Naturschutz zur Volkssache zu machen, rührte Lienenkämper die Werbetrommel, wo immer er konnte. Neben der Vortragstätigkeit veröffentlichte er eine Vielzahl von Schriften. Von 1929 bis zu seinem Tod 1965 produzierte er die schon mehrfach genannte Zeitungsbeilage „Heimatliebe – Heimatschutz“. Anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Landschaftsstelle gab er unter dem Titel „Die grüne Lebensversicherung“ ein Verzeichnis der gesetzlich geschützten Pflanzen und Tiere sowie der Naturdenkmale und Naturschutzgebiete der Kreise Altena und Lüdenscheid heraus, das eine Auflage von 2 000 Exemplaren hatte. 1957 veröffentlichte er das Buch „Schützt die Natur – pflegt die Landschaft“, das offenbar ein Bestseller war. Zumindest erfuhr es drei jeweils überarbeitete Auflagen, die dritte 1963 unter dem Titel „Grüne Welt zu treuen Händen. Naturschutz und Landschaftspflege im Industriezeitalter“.

Aber auch den Medien Radio und Film gegenüber war Lienenkämper aufgeschlossen. Schon 1948 legte er ein Konzeptpapier zur Zusammenarbeit mit dem Rundfunk vor. Und mit großem Engagement warb er für den Film „Natur in Gefahr“, der 1953 in Lüdenscheid zweimal vor ausverkauftem Haus gezeigt wurde. Auch öffentlichkeitswirksame Aktionen inszenierte er gerne: Z. B. beteiligte er sich an der seit 1952 von der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald durchgeführten landesweiten Aktion „Tag des Baumes“, an dem Schulkinder alljährlich mit feierlichem Rahmenprogramm Bäume pflanzten. Und Anfang der 1960er Jahre richtete Lienenkämper Naturlehrpfade ein, um mehr Wissen über die Natur unter das Volk zu bringen.

Eine solch umtriebige Öffentlichkeitsarbeit war weit weniger selbstverständlich, als man heute vermuten würde. Viele Naturschützer seiner Zeit, z. B. auch der schon mehrfach genannte Schwickerath, lehnten „Massenkundgebungen“ explizit ab. Das ging bisweilen so weit, dass Spötter behaupten konnten, die Natur solle nicht für die Menschen, sondern vor den Menschen geschützt werden. Für Lienenkämper war dies immer eine Gratwanderung. Er wollte die Naturschönheiten nicht verstecken, sondern auf sie aufmerksam machen in der Hoffnung, damit ihre Schutzwürdigkeit deutlich machen zu können.

Wie die Märzenbecher im Haveler Bruch zeigen, war diese Gratwanderung nicht immer einfach. Der Märzenbecherbestand im Haveler Bruch war eines der frühen Naturdenkmäler im Kreis Altena und immer ein besonderes Anliegen Lienenkämpers. In beinahe jedem Tätigkeitsbericht findet dieser Punkt Erwähnung. Das las sich etwa so: „Die Märzenbecherbestände bei Ohle und Havel, Kreis Altena, zur Blütezeit durch star-



Abb. 5. Wilhelm Lienenkämper im Kreis von Lehrkollegen um 1947/48

ken Besuch gefährdet, wurden durch die Polizeiposten in Ohle und Havel durch Streifen und Wachen, durch Angehörige des SGV und des Touristenvereins „Die Naturfreunde“ sowie durch freiwillige Helfer der Schule Neuemühle betreut. Mehrfach wurden Pflanzenräuber zur Anzeige gebracht und von den ordentlichen Gerichten bestraft. Die Beschilderung der Gebiete wurde erneuert. Da der Zustrom der Besucher in Kraftfahrzeugen und Reisebussen ständig zunimmt und zur Verstopfung der Wege und Plätze in Becke und Havel führt, ist für die Blütezeit 1954 eine polizeiliche Sperrung der Zufahrtswege durch Schlagbaum und Verkehrsschild vorgesehen. Eine Parkmöglichkeit auf der Straße Neuemühle - Reblin ist vorhanden.“¹³

Man kann diese Aktion belächeln. Tatsache ist aber, dass der Haveler Bruch noch heute Naturschutzgebiet und nach der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie der Europäischen Union Teil des Projektes „Natura 2000“ ist. Überhaupt würde man Lienenkämper Unrecht tun, wenn man sein Naturschutzverständnis allein an der heute antiquiert wirkenden Sprache bemessen würde. An Sätzen wie diesem etwa: „Die deutsche Seele verlangt nach dem, was immer und ewig zu den Brunnenquellen ihrer Erneuerung gehörte: Zu Allmutter Natur. ‚Selig sind die Deutschen, solange ihre Wälder grünen, denn darin finden sie ihr Himmelreich!‘“ Der Satz stammt aus seiner Rede anlässlich seiner Wiederernennung als Bezirksbeauftragter 1947 zu dem Thema „Die Aufgaben der Naturschutzbewegung nach dem Zusammenbruch“.¹⁴

An gleicher Stelle finden sich aber auch sehr zukunftsweisende Gedanken. Dafür muss man sich vergewissern, dass am Anfang die Naturdenkmalpflege stand, der es um den Schutz einzelner Objekte, zumeist Bäume, ging, und dass die Schutzbestrebungen sich erst allmählich auf größere landschaftliche Einheiten ausgeweitet haben bis hin zu der Erkenntnis, dass auch Flächen, die land- oder forstwirtschaftlich genutzt werden, Gegenstand von Schutzbemühungen sein können, wobei der Naturschutz dann nicht mehr nur erhaltend, sondern gestaltend agieren muss. Lienenkämper gehörte mit zu den ersten, die diesen Schritt

10) Archiv des Märkischen Kreises, B 327

11) Im Tätigkeitsbericht für die Jahre 1949/52, in: HStA Düsseldorf NW 60 Nr. 712, Bl. 61 - 64

12) Aus dem Tätigkeitsbericht für die Jahre 1952/54, in: HStA Düsseldorf NW 60 Nr. 712, Bl. 81 - 85

13) Aus dem Tätigkeitsbericht für die Jahre 1952/54, in: HStA Düsseldorf NW 60 Nr. 712, Bl. 81 - 85

14) HStA Düsseldorf NW 60 Nr. 712, Bl. 20 - 23

vom bloßen Erhalten zum Gestalten als notwendige Weiterentwicklung des Naturschutzes anerkannt und auch postuliert haben. So z. B. auf der Tagung anlässlich des 20-jährigen Bestehens der Landschaftsstelle, wie die Überschrift des Zeitungsartikels „Vom Objektschutz zur Sorge um die Landschaft“ programmatisch wiedergibt. In seinem Vortrag von 1947 sagte er dazu, die gestaltende Tätigkeit der Landschaftspflege sei für einige Naturschützer Neuland, sie müsse aber das Kernstück der Arbeit kommender Jahrzehnte werden, wenn die Naturschützer nicht den Vorwurf der Museumstümelei und Rückständigkeit hinnehmen wollen. Und an gleicher Stelle benannte er die Sorge um den Wasserhaushalt und die Klimabildung als künftige Aufgaben – was sich zweifellos erstaunlich modern anhört.

Nationalsozialismus

Von Lienenkämper sind verschiedene Dokumente überliefert, die seine damalige Haltung zum Nationalsozialismus erkennen lassen, und die war zunächst einmal positiv. Wie wir schon wissen, war Lienenkämper Mitglied des Westfälischen Heimatbundes, wie übrigens fast alle westfälischen Naturschutzbeauftragten. Und wie der Westfälische Heimatbund insgesamt so erwartete auch Lienenkämper einen Aufschwung der Heimat- und Naturschutzarbeit durch den Nationalsozialismus. Ohne jeden Druck, völlig freiwillig und sehr frühzeitig war der Westfälische Heimatbund Anfang Oktober 1933 dem nationalsozialistischen Reichsbund Volkstum und Heimat als Dachorganisation beigetreten.¹⁵

Lienenkämper war, wir erinnern uns, seit 1930 Vorsitzender des Fachausschusses für Naturdenkmalpflege der Abteilung „Märkisch-Sauerland“ im Westfälischen Heimatbund. Im Oktober 1933, wenige Tage nach der freiwilligen Gleichschaltung des Heimatbundes, lud Lienenkämper diesen Ausschuss zu einer Zusammenkunft ein. Seine enthusiastischen Eröffnungsworte sind als Redemanuskript erhalten: „Heute ist Heimatarbeit nicht mehr eine Angelegenheit einiger Interessenten, sie ist aus ihrer Abseitsstellung in den Mittelpunkt der Kulturpol.(itik, A. L.) des Reiches gerückt. Und darum ist es auch mehr als eine schöne Geste, wenn wir heute zu Beginn der A. T.(Arbeitstagung, A. L.) der beiden Männer gedenken, die das Weltbürgertum abgeblasen und den deutschen Menschen wieder wachriefen: R. H. + R. A. H. (verm. Reichsmarschall Hindenburg



Abb. 6. Wilhelm Lienenkämper

und Reichskanzler Adolf Hitler, A. L.). Ihnen beiden und unserer Arbeit ein kräftiges ‚Sieg Heil!‘“¹⁶

Lienenkämper war im Juni 1933 der NSDAP beigetreten, im Oktober übertrug ihm der Kreiskulturwart der NSDAP das Arbeitsgebiet „Heimatspflege“, und zum 1. Januar 1935 übernahm Lienenkämper selbst das Amt des Kreiskulturwartes. Mit anderen Worten: Lienenkämper war nicht nur Mitglied der NSDAP, sondern hatte ein Parteiamt inne. Und wenn man seine gerade zitierten Worte einigermaßen ernst nimmt, wird man ihn wohl als überzeugtes Parteimitglied ansehen müssen. Lienenkämper selbst hat dies – wen wundert’s – zumindest im Nachhinein anders sehen wollen: Im Zusammenhang seiner Entnazifizierung erklärte Lienenkämper, er habe „formhalber und auf Druck der Spitzenbehörden“ dieses Parteiamt übernommen. Innerlich habe er diesem Amt fremd gegenübergestanden. Übernommen habe er es nur, weil er als Heimatspfleger keine Auseinandersetzung mit parteilichen und staatlichen Dienststellen hätte scheuen müssen und so sehr viel wirkungsvoller Naturschutzbelange vertreten konnte.

Ob tatsächlich Druck nötig war, lässt sich heute nicht mehr entscheiden. Dagegen spricht allerdings die mehrfach geäußerte Überzeugung Lienenkämpers, die im Übrigen der Großteil der damaligen Naturschützer teilte, dass der Naturschutz gewissermaßen eine Teilmenge der NS-Ideologie sei, so dass der Naturschutz durch den Nationalsozialismus befördert werden würde. Das „Dritte Reich“, so Lienenkämper in einer Rede 1936, habe die Naturschutzbewegung aus ihrer Aschenbrödelstellung hinweg gerückt und in den Mittelpunkt des kulturellen Lebens gestellt. Ein Beleg für diese Einschätzung war das 1935 verabschiedete Reichsnaturschutzgesetz, das Naturschützer im ganzen Reich für den Nationalsozialismus eingenommen hatte. Schon in der Weimarer Republik hatten sich Naturschützer für ein solches Gesetz stark gemacht, hatten es aber nicht durchsetzen können. Die NS-Regierung in Gestalt Herman Görings in seiner Eigenschaft als Reichsforstminister hatte geradezu handstreichartig die Verabschiedung des Reichsnaturschutzgesetzes durchgesetzt. Auch wenn das Gesetz nicht hielt, was es versprach, war die Begeisterung und Zustimmung der Naturschützer zum Nationalsozialismus erst einmal riesengroß.¹⁷ Lienenkämper war insofern keine Ausnahme.

Dementsprechend waren die Naturschutzbeauftragten der 1930er Jahre mit großer Mehrheit Mitglieder der NSDAP. Dabei muss man bedenken, dass die Naturschutzbeauftragten zum großen Teil Beamte, überwiegend Lehrer, waren und damit einer Gruppe angehörten, die in der Tat einem erhöhten Anpassungsdruck ausgesetzt war. Allerdings waren nur wenige der



Abb. 7. Wilhelm Lienenkämper bei der Einweihung eines Naturlehrpfades Anfang der 1960er Jahre

Naturschützer über die Parteimitgliedschaft hinaus in NS-Organisationen engagiert. Von den Bezirksbeauftragten in Westfalen war Lienenkämper der einzige, der ein Parteiamt innehatte und deshalb auch der einzige, der nach 1945 Schwierigkeiten bei der Entnazifizierung hatte. Lienenkämper ist aber auch der einzige unter den von mir untersuchten Fällen, bei dem nachweislich taktische Erwägungen im Umgang mit dem Nationalsozialismus eine Rolle spielten. Das belegt ein Schreiben vom November 1937 an die Kreisleitung der NSDAP, mit dem Lienenkämper das 1935 übernommene Amt des Kreiskulturwarts zum Jahresende zur Verfügung stellte, „da es“ – wie er gänzlich unbefangen schrieb – „den ursprünglichen Zweck – die Beurlaubung vom Brotberuf zu erwirken – erfüllt hat, und da ich mich meiner eigentlichen Lebensaufgabe, dem Naturschutz, ausschließlich widmen möchte“.¹⁸ Tatsächlich hatte Lienenkämper das Amt des Kreiskulturwartes genutzt, um die Freistellung vom Lehramt zu erreichen. Dabei war es ihm aber vor allem um seine Naturschutzarbeit gegangen, wofür das Parteiamt also nur Mittel zum Zweck war. Der wirklich bemerkenswerte Vorgang zeigt, dass bei Lienenkämper der Naturschutz oberste Priorität hatte, der andere Überlegungen und Aktivitäten wie die Mitgliedschaft in der NSDAP oder die Übernahme eines Parteiambtes selbstverständlich untergeordnet wurden. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass Lienenkämper den nach ihm mit den Zielen der Partei übereinstimmte. Äußerungen Lienenkämpers zeigen aber, dass seine anfängliche Begeisterung für den Nationalsozialismus von der Wirklichkeit bald eingeholt wurde.

15) Vgl. zur Gleichschaltung des Westfälischen Heimatbundes: Ditt Karl: Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923 - 1945, Münster 1988, S. 207 ff.

16) Protokoll oder Redemanuskript der Sitzung vom 18. 10. 1933, Archiv Märkischer Kreis, B 330

17) Vgl. zur Haltung der Naturschützer gegenüber dem Nationalsozialismus das Kapitel ‚Im Interesse der Sache‘ - Entnazifizierung und Umgang mit dem Nationalsozialismus“ in: Almut Lehmann: Zwischen Heimatschutz und Umweltbewegung. Die Professionalisierung des Naturschutzes in Nordrhein-Westfalen 1945 - 1975, Frankfurt a. M. 2006, S. 67 - 83

18) Schreiben Lienenkämpers an die Kreisleitung der NSDAP vom 3. 11. 1937, Archiv des Märkischen Kreises, B 327



Abb. 8. Gedenkstein für Wilhelm Lienenkämper im Herscheider Naturschutzgebiet Herveler Bruch

Im April 1942 schrieb Lienenkämper anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Landschaftsstelle Altena-Lüdenscheid an den Landrat des Kreises Altena, man sei stolz, „mit dem Naturschutz weitergekommen“ zu sein. Ein „bitterer Tropfen“ in seinem Freudentrunk sei aber die Anteilnahmslosigkeit der Partei – trotz Vorhandensein des Reichsnaturschutzgesetzes.¹⁹ Demnach war die Hoffnung des Jahres 1933 auf einen Aufschwung des Naturschutzes der Enttäuschung über die mangelnde Unterstützung seitens der Partei gewichen.

Allerdings – das möchte ich diesen Aspekt abschließend betonen – ist diese Enttäuschung nicht mit einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu verwechseln. In wie weit es legitim sein konnte, sich eines autoritären, letztlich verbrecherischen Staates zu bedienen, um noch so hehre Ziele wie den Naturschutz durchzusetzen, wurde weder von Lienenkämper noch von anderen Naturschützern seiner Zeit selbstkritisch hinterfragt. Auch im Nachhinein blieb die Bewertung des eigenen Handelns ganz eng auf die Interessen des Naturschutzes beschränkt.

Hauptamtlichkeit

Zum Schluss ein paar Erläuterungen zur Bedeutung Lienenkämpers im Kampf um die Hauptamtlichkeit der Bezirksbeauftragten, mit denen ich an die einleitenden Bemerkungen zur Organisationsstruktur des behördlichen Naturschutzes anschließen, dass nämlich den Naturschutzbehörden zur fachlichen Beratung ehrenamtlich tätige Beauftragte zur Seite gestellt waren. Das änderte sich auch nicht mit dem Reichsnaturschutzgesetz, erwies sich aber zusehends als Problem, besonders natürlich oberhalb der Kreisebene auf der Regierungsbezirksebene. Die dort eingesetzten Beauftragten hatten, wenn sie ihre Aufgabe ernst nahmen, reichlich zu tun. Je erfolgreicher sie in der Ausweisung von Schutzgebieten waren, je zahlreicher waren die Pflege- und Erhaltungsmaßnahmen, aber auch die Stellungnahmen, die sie bei Planungen aller Art innerhalb dieser Gebiete abzuliefern hatten. So war Lienenkämper schon 1947 für an die 3 000 eingetragene Naturdenkmale im Regierungsbezirk Arnsberg zuständig, außerdem für 80 Naturschutzgebiete sowie Landschaftsschutz und Pflege für eine Fläche von 600 000 ha. Außerdem oblagen ihm die wissenschaftliche Erforschung der Landschaftsinhalte und die aufklärende und werbende Tätigkeit im Sinne des Naturschutzes. Die jährlichen Tätigkeitsberichte belegen eindrucksvoll die vielfältigen Aktivitäten Lienenkämpers.

Weil auch an verantwortlicher Stelle gesehen wur-

de, dass die Fülle der Aufgaben kaum ehrenamtlich, also neben voller Berufstätigkeit, zu erfüllen war, hatte sich das Instrument der tageweisen Freistellung etabliert. Demnach wurden vor allem Bezirksbeauftragte, im Einzelfall aber auch Kreisbeauftragte, für ein bis maximal drei Tage in

der Woche vom Schuldienst freigestellt – denn, wie schon erwähnt, Naturschutzbeauftragte waren ganz überwiegend Lehrer. Diese Freistellung musste jedoch individuell beantragt werden und wurde jeweils für ein Schuljahr gewährt – oder auch abgelehnt.

Lienenkämper war – und das ist bemerkenswert – der einzige Bezirksbeauftragte, dem es gelang, vollständig vom Schuldienst freigestellt zu werden und sich somit ausschließlich seiner Naturschutzstätigkeit widmen zu können. Den Einstieg in diese Sonderstellung fand Lienenkämper, wie eben geschildert, über die zusätzliche Tätigkeit als Kreiskulturwart der NSDAP. Während des Krieges wurde diese Freistellung dann nicht mehr gewährt, aber unmittelbar nach seiner Wiedereinführung in das Amt des Bezirksbeauftragten 1947 beantragte Lienenkämper erneut seine vollständige Freistellung vom Schuldienst. Dem Antrag wurde stattgegeben, allerdings mit dem Hinweis, es könne sich hier nur um eine Ausnahme handeln. Umso erstaunlicher, dass es Lienenkämper gelang, die Freistellung bis zu seiner Pensionierung 1965 Jahr für Jahr durchzusetzen. Zumal der Widerstand dagegen zeitweise so groß war, dass ihm Kultusminister und Regierungspräsident ein Ultimatum stellten, innerhalb dessen er einen Nachfolger für sein Naturschutzamt finden und einarbeiten sollte. Zur Begründung hieß es unmissverständlich und drohend, sein Nebenamt vertrage sich offensichtlich nicht mit seinem Hauptamt.²⁰ Diese Argumentation war insofern entlarvend, als die gesetzlich gewollte Naturschutzorganisation ja fundamental auf ehrenamtlichen Kräften basierte. Nun jemandem vorzuwerfen, dass er dieses Amt nach bestem Wissen und Gewissen und – wie alle Beteiligten einräumten – sehr erfolgreich ausübte, war perfide. Auch diesen Konflikt stand Lienenkämper durch. Der jährliche Kampf um die Freistellung dürfte jedoch unwahrscheinlich kräftezehrend und aufreibend gewesen sein. Die Korrespondenz Lienenkämpers füllt einen dicken Ordner mit der Bezeichnung „Hauptamtlichkeit“, den mir Peter Wilhelm Lienenkämper überlassen hat. Und Margarete Schmidt, Lienenkämpers langjährige Sekretärin, konnte im Interview ein Lied davon singen, an wen sich Lienenkämper in dieser Angelegenheit immer wieder gewandt hat: an den Kultusminister, den Regierungspräsidenten und den Landrat, an die Landtagsabgeordneten und Vertreter einflussreicher Verbände wie Sauerländischer Gebirgsverein und Westfälischer Heimatbund.²¹ Überall suchte Lienenkämper nach Unterstützung für seine Freistellung, die die notwendige Voraussetzung seiner Naturschutzarbeit war. Diese Korrespondenz zeigt, wie gut vernetzt Lienenkämper

war, aber auch wie beharrlich er sich einsetzte und wie viele Enttäuschungen er hinnehmen musste.

Es spricht für Lienenkämper, dass er sich nicht darauf beschränkte, für sich selbst die komfortable Arbeitsgrundlage der vollständigen Freistellung vom Schuldienst zu erwirken, sondern dass er immer wieder grundsätzlich für die Hauptamtlichkeit der Bezirksbeauftragten argumentierte und agitierte. Immer wieder kritisierte er massiv das Reichsnaturschutzgesetz. Zwar hatten sich die Naturschützer nach dem Krieg erfolgreich für die weitere Gültigkeit dieses Gesetzes eingesetzt. Die darin festgeschriebene Ehrenamtlichkeit der Naturschutzorganisation wurde jedoch von vielen, nicht nur von Lienenkämper, als Geburtsfehler angesehen, den es dringend zu beheben galt. In diesem Sinne verfasste Lienenkämper schon 1947 und 1949 Denkschriften, deren Titel einmal mehr die Wortgewalt und Formulierungskunst Lienenkämpers ausweisen. „Die Arbeit des Naturschutzbeauftragten. Planvolles Schaffen oder Armeleutebetrieb?“ hieß die eine, „Grüner Tisch und Grüne Not, Gedanken zur Tätigkeit des Naturschutzbeauftragten“ die andere. In beiden Denkschriften nahm Lienenkämper kein Blatt vor den Mund. Hin- und Hergerissen zwischen Beruf und Ehrenamt und trotz Raubbau an der eigenen Arbeitskraft könne der Naturschutzbeauftragte unmöglich beiden Aufgaben genügen.

Umgesetzt wurden die von Lienenkämper vorgebrachten Forderungen erst 1961. Über eine gewagte administrative Konstruktion war es ab Anfang der 1960er Jahre möglich, Studienräte als Bezirksbeauftragte für Naturschutz einzusetzen. Offiziell saßen diese Studienräte auf Stellen für Lehrkräfte im ausländischen Schuldienst. Das Ganze war also eher eine inoffizielle Lösung, von der Lienenkämper persönlich leider gar nicht profitieren konnte. Weil Lienenkämper Volksschullehrer und nicht Studienrat war, kam er beamtenrechtlich für diese Stellen nicht in Frage. Dass er kurz vor Ende seiner Berufstätigkeit noch zum Rektor befördert wurde, war für sich schon ein kleines Wunder und Ergebnis zähen Kampfes. Denn weil Lienenkämper nie im Schuldienst tätig gewesen war, ließ sich eine solche Beförderung schwerlich begründen. Auch dazu findet sich ein umfangreicher Schriftwechsel im besagtem Korrespondenzordner. Tatsächlich hatte Lienenkämper wohl auch gehofft, nach seiner Pensionierung weiterhin als Bezirksbeauftragter tätig sein zu können. Dass die Oberste Naturschutzbehörde daran kein Interesse hatte, sondern seine Stelle in der Tat mit einem freigestellten Studienrat besetzen wollte, muss für Lienenkämper eine große Enttäuschung gewesen sein. Die letzte Entscheidung in dieser Angelegenheit blieb ihm erspart. Lienenkämper war gerade erst in den Ruhestand eingetreten, als er im April 1965 starb.

Für den nachhaltigen Erfolg Lienenkämpers spricht seine Langzeitwirkung im regionalen Gedächtnis. Noch heute, 45 Jahre nach seinem Tod, bewegt er Menschen. Um seinen Todestag, den 2. April, herum veranstaltet der Sauerländische Gebirgsverein alljährlich eine Lienenkämper-Gedächtniswanderung zum Naturschutzgebiet Herveler Bruch, wo zu dieser Jahreszeit die Märzenbecher blühen. Inmitten der Märzenbecher erinnert ein Findling daran, dass diese Blütenpracht ohne das unermüdete Engagement Lienenkämpers wahrscheinlich längst Geschichte wäre.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1., 5., 6. und 7 Annegrete Bachmann
 Abb. 2. Herbert Schulte: „Herscheid, Blick in die Vergangenheit“, 1978, S. 245
 Abb. 3. Archiv des Märkischen Kreises, B 327
 Abb. 4. Hans-Jürgen Reichling
 Abb. 8. Foto Hartmut Waldminghaus 3. März 2011

19) Archiv des Märkischen Kreises, B 327

20) Der Vorgang findet sich im HStA Düsseldorf, NW 60 Nr. 710, Bl. 12 - 18

21) Interview mit Margarete Schmidt am 13. 3. 2003, geführt von Almut Leh

Fertigen in der Fabrik von gestern

Ein persönlicher Rückblick auf die 1855 gegründete Firma Brauckmann & Pröbsting in Lüdenscheid

Otto Brauckmann

1. Vorwort

Am 1. Mai 1855 gründete Friedrich Brauckmann (* 1826, † 1904) in Lüdenscheid die Firma „Fr. Brauckmann, Schrauben- und Drahtkurzwarenfabrik“. Er und sein Zwillingbruder Wilhelm wurden im Bochener Schleifkotten in der Oeckinghauser Bauerschaft des Kirchspiels Halver geboren. Sie waren Söhne von Peter Caspar Brauckmann. Wilhelm Brauckmann (* 1826, † 1902) gründete die spätere Firma „W. Brauckmann & Rahmede“. In das Unternehmen „Fr. Brauckmann“ trat am 1. Januar 1861 der Kaufmann Hermann Pröbsting ein. Gleichzeitig erfolgte die Umwandlung in eine offene Handelsgesellschaft unter dem Namen „Brauckmann & Pröbsting“. In den ersten Jahren war die Fabrikation sehr einfach, die Erzeugnisse mussten zum größten Teil von Hand hergestellt werden, selbsttätige Maschinen und Automaten kannte man noch nicht.

Ca. 1863 zog man um in einen Neubau in der Kölner Straße 18. Auch diese neuen Räume wurden bald zu klein und man plante die Erweiterung des Betriebes. Nach dem Erwerb eines Grundstücks erfolgte 1867 der Erwerb eines Grundstücks Am Ramsberg, welches nach dem Kataster von 1876 als an der Kölner Straße gelegen bezeichnet wurde, der Neubau an der heutigen Stelle in der Südstrasse 4.

Am 1. Juli 1879 wurde mit Hermann Pröbsting ein Trennungsvertrag geschlossen. Er trat aus dem Unternehmen in gütlicher Übereinkunft mit Datum vom 11. Mai 1879 aus. Mit dem 1. Mai 1895 ging das Unternehmen auf die Söhne von Friedrich Brauckmann, Otto und Wilhelm, über. Wilhelm Brauckmann – innovativer Geist und quasi der „Erfinder“ – brachte eine Fülle neuer Produkte in das Fabrikationsprogramm ein. Ein Jahr vor dem Ersten Weltkrieg musste er krankheitsbedingt ausscheiden und wurde durch die Prokuristen Paul Winter und Paul Klein ersetzt. Otto Brauckmann (* 1869, † 1947) war jetzt Alleininhaber.

Der Erste Weltkrieg brachte einschneidende Veränderungen: Viele bewährte Mitarbeiter wurden eingezogen. Der Mangel an Rohstoffen, Kohlen und elektrischer Energie erschwerte die Fabrikation. Dennoch gelang es 1921, den begonnenen Neubau in der Kur-



Abb. 1. Bochener Schleifkotten im Kirchspiel Halver, hier wuchs der spätere Firmengründer Friedrich Brauckmann (1826 – 1904) gemeinsam mit seinem Zwillingbruder Wilhelm auf.

zestraße fertig zu stellen. 1928 trat mit Otto Brauckmann (* 1901, † 1981) die dritte Generation in das Unternehmen ein, sein Bruder Wilhelm Brauckmann (* 1910, † 1993) folgte 1937. Im Jahr 1930, als das Unternehmen bereits 75 Jahre bestand, beschäftigte es 270 Mitarbeiter. Das Fabrikationsprogramm umfasste nun neben den Kleisenwaren in zunehmendem Maße Zulieferteile für die Industrie wie Flügel-schrauben und -mutter, Baukastenschrauben und Vierkantmuttern.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs brachte erhebliche Probleme für die Fortführung der Fabrikation. Besonders die Genehmigung der britischen Militärregierung (das „Permit“) zur Fortführung der Produktion war entscheidend. Diese Erlaubnis erreichte die Firma am 26. Juli 1947, genau an jenem Tag, an welchem der Seniorchef Otto Brauckmann verstarb. Inzwischen waren auch die bisherigen Prokuristen ausgeschieden und wurden durch die Herren Richard Herrmann, Josef Weitzel und Wilhelm Wortmann ersetzt.

In den fünfziger Jahren nahm das Unternehmen an der stürmischen Entwicklung des Wiederaufbaus teil. Das Programm weitete sich aus. Sowohl im Bereich der Drahtkurzwaren, mit denen Eisenhändler beliefert wurden, als auch im Bereich der Industrieprodukte – hier ist etwa an Flügelmuttern, Tischtennisartikel, Klemmschrauben für Werkzeugkästen, Baukastenschrauben oder Lochplattenhaken zu denken – erfolgte ein beispielloser Diversifizierungsprozess.

Mit dem Eintritt der vierten Generation durch Friedrich Wilhelm Brauckmann (* 1933) wurde für den Bereich der Eisenwaren ein neues Kapitel eröffnet. Gegenüber dem traditionellen Eisenwarenhandel führte man

bolzen, Dübel, Gerüstösen, Kronenanker, Deckenösen etc. weiter entwickelt. Otto Brauckmann schied zum 30. Juni 1985 aus dem Unternehmen aus.¹

2. Meine Erinnerungen – die Fabrik

Meinem Großvater, Otto Brauckmann sen., gehörte die Fabrik bereits in der zweiten Generation. Ich, Otto Brauckmann jun., habe meinen Großvater noch gekannt. In der Fabrik bin ich groß geworden und habe sie später 22 Jahre lang mit geleitet – eine Fabrik für Schrauben und Drahtkurzwaren, wie es damals auf dem Briefkopf hieß. Übrigens zierten die Briefköpfe damals üblicherweise noch die Fabrikgebäude und die Villen ihrer Besitzer. Mit solchen Bildbotschaften signalisierte man die eigene Bedeutung und garantierte für die Bonität des Unternehmens.

Bereits seit Generationen prägte die Verarbeitung von Draht zu Kleisenwaren die (früh-)industriellen Traditionen unserer Region und auch meiner eigenen Familie. Die mageren Erträge aus der Landwirtschaft zusammen mit einem unkontrollierten Kinderreichtum waren für viele Familien ein Grund, sich einen Nebenberuf zu suchen. Daher versuchten die Vorfahren meiner Vorfahren, ihre Erträge mit Heimarbeit in eisengewerblichen Tätigkeiten (Reiden) aufzubessern. Günstige Voraussetzungen dafür waren durch die überall vorhandenen Bäche mit ihren Gefällen gegeben. Der Holzreichtum zur Gewinnung der Holzkohle tat sein Übriges. Dieses alles führte dazu, dass in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Gefälle der sauerländischen Bäche fast vollständig von Bauern und Reidemestern besetzt waren und dass damals das Holz knapp wurde. Denn die Wälder waren mittlerweile weitgehend abgeholzt, wozu auch deren Nutzung

durch die offene Warenpräsentation (Selbstbedienung) völlig neue Vertriebsformen ein, die eine Umstellung der Belieferung statt in Kisten und Päckchen nunmehr in Blisterverpackungen erforderte. Hierdurch konnte das Unternehmen in Deutschland eine führende Position einnehmen. Der Bereich der Industrieprodukte wurde durch den Eintritt des Diplom-Kaufmanns Otto Brauckmann (* 1938), Sohn des Wilhelm Brauckmann, im Jahre 1966 auf neue Anwendungsgebiete wie den Baubereich durch Ecklager-

1) Siehe auch den Beitrag „Aus der Geschichte der Fabrik Brauckmann und Pröbsting, Lüdenscheid“ in Der Reidemester Nr. 79 vom 24. März 1981, S. 627/628.

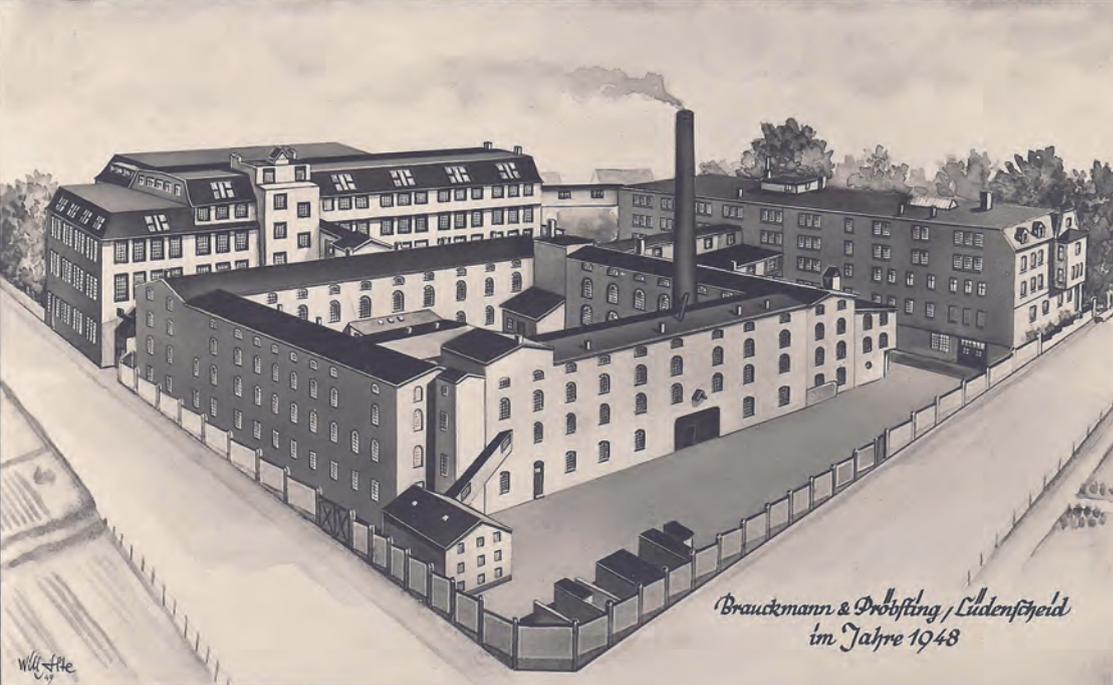


Abb. 2. Der Firmenkomples Brauckmann & Pröbbling in Lüdenscheid, Kurze- und Südstraße

durch sonstige Land- und Forstwirtschaft nicht unerheblich beigetragen hatte.

Die fabrikmäßige Herstellung, mit der mein Urgroßvater begann und die mein Großvater fortsetzte, war mehr als nur eine Verlagerung der früheren eisengewerblichen Tätigkeiten vom Schleifkotten mit Bauerei in ein anderes Gebäude. Es handelte sich vielmehr um den in den großen industriellen Gründungsjahrzehnten – also den 1850er und 1860er Jahren – vollzogenen grundlegenden Wandel hin zur industriellen Fertigung mit Arbeitsteilung in den Bereichen Produktion, Technik, Arbeitsorganisation und Verkauf.

Eine Fabrik fällt bekanntlich nicht vom Himmel, sondern hat ihre Vorläufer – oft in einer lang zurückreichenden Tradition. Die früheren Namen für Fabriken bezeichneten in unserer Region die Gewerke. So nannten sie sich „Kotten“ (Schleifkotten), „Hämmer“ (Reckhämmer), „Schmitten“ (Schmieden) oder „Roller“ (Drahtrollen). Der Vorläufer unserer Fabrik war der Bochener Schleifkotten, in dem der Firmengründer zusammen mit sieben Geschwistern groß wurde. Die eigentliche Fabrikation war zum damaligen Zeitpunkt ein aufwändiger handwerklicher Prozess mit vielen Bearbeitungsschritten: Hämmern, Schleifen, Biegen, Rollen, Gewinde anschneiden, Beizen, Packen, Lagern, Versand etc.

Diese Bearbeitungsschritte wurden, als man mit der fabrikmäßigen Produktion begann, in Abteilungen zusammengefasst, die in tradierter Terminologie noch „Buden“ („Spitzbude“, „Anschneide-Bude“) oder „Stube“ („Stampfstube“ oder „Packstube“) hießen. Die Abteilungen waren über weit auseinander liegende Gebäude und auf viele Stockwerke verteilt – was unterschiedliche Gründe hatte. Im Falle unserer Fabrik war es das stürmische Wachstum der Gründerjahre. Mit einem selbstgemauerten Gebäude auf einer steil abfallenden Wiese begann alles. Voraussetzungen für die Eignung der Wiese als Grundstück zur Errichtung einer Fabrik waren sowohl ein wasserführender Brunnen als auch lehmhaltiger Boden, da für die Gebäude die Ziegel noch selbst gebrannt wurden. Die späteren Erweiterungen und Anbauten folgten der wirtschaftlichen Entwicklung. Das führte dazu, dass die Anbauten und Neubauten auf unterschiedlichem Niveau und mit unterschiedlichen Geschosshöhen entstanden. Das wiederum bedingte schräge Übergänge vom einen zum anderen Gebäudekomplex.

Diese baulichen Gegebenheiten und Entwicklungen führten zu oft völlig unübersichtlichen Abteilungsgliederungen: Die Gebäude hatten unterschiedliche Deckenbelastungen. Die ältesten Gebäude besaßen noch Holzdecken, so dass hier nur die leichteren Spitzböcke (Vorrichtungen zum Anspitzen von Haken und Ösen von Hand) aufgestellt werden konnten; die schweren Exzenterpressen mussten wegen der Deckenbelastung in den Keller. Neuere Anbauten besaßen schon die aus allen Fabriken der damaligen Zeit bekannten Kappendecken: Eisenträger im Abstand von 80 cm mit einer gewölbartigen Verziegelung der Zwischenräume. Dieses Konstruktionsprinzip wurde später auch auf Betondecken übertragen – Stahlbeton kannte man noch nicht. In diesen Räumen konnten nun auch schwerere Maschinen aufgestellt werden. Der Lärm in vielen Abteilungen, besonders aber bei den Schlagmaschinen oder in der Rollerei, war unerträglich. Ein Gespräch war nur mit der Hand am Ohr und durch Anschreien möglich; viele Mitarbeiter hatten Hörschäden.

Aber nicht nur der Gebäudegrundriss und die Bausubstanz gaben die Abteilungsgliederung vor, sondern insbesondere der Maschinenantrieb. Im Herzen des Komplexes befand sich an der zentralsten Stelle die Dampfmaschine. Deren besondere Aufgabe bestand darin, über drehbare Wellen, die durch die Außenwände nach draußen geführt wurden, mittels Treibriemen die Drehung der zentralen Welle auf die verschiedenen Gebäude und auf die dort installierten Transmissionen zu verteilen. Transmissionen waren lange Wellen, die in jeder Halle unter der Decke hingen und die Drehung über Transmissionsriemen auf die einzelnen Maschinen übertrugen. Erst viel später wurden die Transmissionsriemen über einen in jeder Abteilung zentral installierten Elektromotor angetrieben. Wenn ein Maschinenbediener eine Maschine abstellen wollte, musste er mit dem Schuh den Antriebsriemen seitwärts von der Riemenscheibe drücken. Die Transmissionsriemen wurden erst zu meiner Zeit schrittweise durch elektrische Einzelantriebe ersetzt. Ein besonderes Problem waren die häufig reißenen Treibriemen. Daher war jede Abteilung mit einem Klammerbock ausgerüstet. Die Enden der Treibriemen wurden mit beweglichen Drahtklammern zusammengehalten.

Ein weiterer Grund für die abteilungsweise Gliederung der Fabrik war die Wissensvermittlung. Die Anforderungen an die Maschinenbediener und -einrichter wa-

ren relativ hoch, das Ausbildungsniveau der Arbeiter meist nur sehr niedrig. Sie mussten angeleitet werden. Daher war es die Aufgabe der Faktoren, also des Mittelbaus in der Unternehmenshierarchie, oder der Meister, dieses Wissen bereitzustellen und weiterzugeben. Das führte dazu, dass das Wissen im Sinne der klassischen Arbeitsteilung zum Pressen, Spitzen, Anschneiden, Rollen etc. in der Abteilung blieb, weil man den Mitarbeitern keine Vielseitigkeit zumuten konnte. Das führte in der Konsequenz auch zu einer Art von „Kastendenken“: Der Einrichter richtete ein, der Bediener bediente seine Maschinen, der Transportarbeiter schob die Kästen durch die Fabrik und die Werkzeugmacher waren für die Werkzeuge und Reparaturen zuständig.

Die Nebengewerke unserer Fabrik waren typisch für die Zeit: Alles wurde selbst gemacht. Maschinen- und Abteilungsumstellungen, Gebäudeerweiterungen erforderten permanent Maurerarbeiten, für Maschinenreparaturen benötigte man Schlosser und Schweißer – noch zu meiner Zeit wurde mit Karbid geschweißt. Und insbesondere gab es da noch den Bedarf nach einer Vielzahl ganz unterschiedlicher Schreinerarbeiten. Unsere Fabrik hatte eine große, voll ausgebauten Schreinerei mit zwei fest beschäftigten Schreibern, die im Wesentlichen die Holzrollfässer bauten und die Schlagmaschinen reparierten. Die Schlagmaschinen bekamen ihre Schlagkraft aus Holzfedern, die maschinell zusammengepresst wurden und beim Auslösen ihre kinetische Energie für die Presskraft nutzten. Diese Schlagkräfte waren damals weder hydraulisch noch mechanisch erreichbar. Die Holzfedern besaßen riesige Ausmaße, so dass sie nicht in einem, sondern in der Regel in zwei Stockwerken Platz fanden. Ein weiteres Problem waren die anfälligen Treibriemen. Immer wieder mussten diese entweder mit speziellen Riemenklammern ausgebessert oder aber ersetzt werden.

3. Die Produktion

Der Zweck der Fabrik war die Produktion von Artikeln bei uns Schrauben, Haken, Ösen und anderer Drahtwaren. Maschinen und Produktionsmethoden standen immer im Mittelpunkt. Wer früher eine oder zwei Maschinen besaß, war bereits Fabrikant. Die Aufgabe des Fabrikanten bestand darin, die auf dem Markt verlangten Artikel zu üblichen Preisen anzubieten. Der Markt war aufnahmefähig. In unserer Fabrik haben sich in den Nachkriegsjahren und noch bis in die 1960er Jahre die Inlandsverkäufer und die Exportverkäufer quasi „an der Rampe die Kisten abgejagt“, da jeder „seine“ Kunden bedienen wollte. Die Konzentration auf die Produktion führte zu den typischen Clusterbildungen der Fabriken in bestimmten Regionen. Drahtverarbeiter, Schraubenfabriken, Drahtrollen etc. entstanden vorwiegend dort, wo es bereits Drahtverarbeiter, Schraubenfabriken oder Drahtrollen gab. Mein Großvater kannte viele seiner Konkurrenten persönlich: „Der hat bei uns gelernt“ oder „Der war fünf Jahre bei uns in der Selbsttätigen“.² Die Konzentration auf die Bearbeitung hatte noch andere Auswirkungen. Auf die Feststellung hin „Wir sind zu teuer in Klosettscharnieren (oder Sargbeschlägen)“ konzentrierten sich alle Kräfte der Produktion auf die Maschine, auf ihre Taktzeiten oder auf die Werkzeugauslegung. Moderne Maschinen versprachen automatisch höheren Gewinn. Deswegen begann – und beginnt auch heute noch – fast jeder Besuch einer anderen Fabrik mit einem ausführlichen Betriebsrundgang. Ein moderner Maschinenpark bedeutete Leistungsfähigkeit und Ansehen – auch das ist heute noch so.

4. Wirtschaftlichkeit

Der Fortschritt von der früheren lohnintensiven Heimarbeit zur Fabrikation brachte zwei entscheidende Verbesserungen: Die Fabrik nahm nun quasi den Vertrieb

² Eine der wichtigsten technischen Fortschritte des Gewindeschneidens bestand im Übergang von der Handarbeit (Gewindeböcke oder Spitzböcke) auf selbsttätige Maschinen (selbsttätige Gewindeanschneide-Automaten). Diese Abteilung mit über 100 solcher Automaten hieß die „Selbsttätige“.

Produkte selbst in die Hand. Und die ehemals handwerkliche Fertigung wurde durch Maschinen erledigt. Da die erzeugten Produkte in der Regel vom Markt abgenommen wurden, konzentrierten sich die Verbesserungsbemühungen auf die Verbesserung der Fertigung. Sie richteten sich nicht auf den Markt, sondern ausschließlich gegen die Konkurrenz. Die Differenzen von den Gestehungskosten zu den Marktpreisen, die Gewinne also, konnten erheblich sein. Mein Großvater war bereits in der zweiten Generation äußerst wohlhabend und konnte der Stadt Lüdenscheid erhebliche Summen zum Bau der Badeanstalt, also des städtischen Schillerbades, sowie der Jahnturnhalle stiften. Lüdenscheid besaß damals bei ca. 20 000 Einwohnern 36 Goldmark-Millionäre! Ein Reidemeister konnte bereits von wenigen Arbeitern gut leben. Daher gab es auch keinen Rationalisierungsdruck. Dennoch wurden permanent neue Maschinen oder neue Verfahren eingeführt, vor allem deshalb, weil von den Maschinen die Wettbewerbsfähigkeit abhing. Daher war es wichtig zu wissen, was die Konkurrenz gerade einführte.

Die Durchlaufzeiten waren extrem lang. Allein das Kalkulieren neuer Artikel erforderte Wochen, unser Kalkulator – ein Prokurist – war immer überlastet und oft im wochenlangen Rückstand. Eine mengengenaue Fertigung war schon wegen der komplizierten Stückzahlfassung an den Maschinen nicht möglich. Jeder Drahting wurde „abgearbeitet“³ – statt nach Erreichen der Auftragsstückzahl abgerüstet und zurückgebracht zu werden. So fertigte man oft die doppelte Menge und brachte den überschüssigen Rest auf das Lager. Werkzeugaufträge für den Werkzeugbau gab es nicht und damit auch keine Zeitvorgaben. Die Werkzeugmacher waren Könige im eigenen Reich. Normierte und vorgearbeitete Werkzeugplatten (Normalien) gab es ebenfalls nicht. Die Stähle wurden manuell auf Maß gehobelt. Dafür musste ein Werkzeugmacher oft tagelang am „Shaping“⁴ verbringen und den Meißel Hub für Hub nachführen.

Wirtschaftlichkeit hatte sozusagen keinen Begriff, denn eine Kostenrechnung gab es nicht – genauso wenig wie eine exakte Feststellung der Stückkosten. Mein Großvater legte bei Neukalkulationen die Teile auf die Waage und ermittelte mit vorher festgelegten Zuschlagssätzen den entsprechenden Kalkulationspreis – in unserer Kleisenindustrie meist per Hundert.

5. Die Belegschaft

Die Belegschaft bestand überwiegend aus Arbeitern, also Lohnempfängern. Die Faktoren, der Betriebsleiter oder die Büroangestellten und Prokuristen hingegen waren Gehaltsempfänger.

Damals gab es noch den Arbeiter alten Schlags. Er verfügte bestenfalls über eine Volksschulbildung. Mit vielen Arbeitern sprach mein Großvater „Platt“ – sie konnten kein Hochdeutsch. Der ungelernete Arbeiter war noch bis in die Zeit meiner Erinnerung – man muss es so deutlich sagen – in der Regel fast ohne jede Bildung: Er las keine Zeitung. Das Radio spielte vor der nationalsozialistischen Herrschaftsperiode keine Rolle. UKW-Empfänger wurden erst Anfang der 1950er Jahre und das Fernsehen nach später populär. Die Arbeiter kamen morgens aus der nahen Werkswohnung „zu Fuß auf die Firma“, schon im „Blau-Leinen“ und meist mit der „Arbeitsfront-Kappe“⁵ und stellten erst einmal ihren Henkelmann ins Wasserbad, denn ihr mitgebrachtes Mittagessen musste ja aufgewärmt werden. Gearbeitet wurde noch lange Zeit von 6:00 bis 18:00 Uhr. Viele Arbeiter kamen morgens bereits um 5:00 Uhr. Sie hatten in der Fabrik ihren Platz, oft



Abb. 3. Drahtbiegeabteilung Brauckmann & Pröbsting, 1930

eine Kiste, auf der ein Putzlappen lag. Einige Kollegen waren schon da und die Fabrik war geheizt. Alle 14 Tage freitags gab es „Löhnung“. Entlohnt wurde mit abgezähltem Bargeld in Tüten (Lohntüten). Oft standen die Frauen vor dem Fabriktor, um die Tüte gleich in Empfang zu nehmen, da sie Angst hatten, dass die Männer das Geld sofort in der „Wirtschaft“ anlegen würden.

Gearbeitet wurde bis vor dem Ersten Weltkrieg auch noch am Samstag. Mein Großvater führte als erstes Unternehmen in Lüdenscheid den freien Samstag-nachmittag ein. Bei einer zehn- bis zwölfstündigen Arbeitszeit blieb viel Zeit – die Arbeit war unhektisch. Als ein Auto angeschafft wurde, war dafür ein Chauffeur zuständig. Die ersten Lastwagen hatten Fahrer und Beifahrer, die Frauen aus der Ausscherei versorgten bei schönem Wetter die umliegenden Fabrikgärten. Zusätzlich gab es einen hauptamtlichen Gärtner. Jedes Unternehmen verfügte – wie schon erwähnt – über eigene Handwerksabteilungen.

Die Fabrik hatte eine stark hierarchische Gliederung, wofür die abgestufte, nach „unten“ durchgesetzte Trennung von Planung und Ausführung die sachliche Voraussetzung bildete. „Oben“ wurde sozusagen „alles gewusst“ und „unten“ musste gehorcht werden. Ein typischer, oft zu hörender Ausspruch war: „Der soll nicht denken, der soll arbeiten.“ Die Tatsache, dass es keine besondere Ausbildung gab, führte dazu, dass die Arbeiter an den Arbeitsplätzen und Maschinen auf das Genaueste angewiesen werden mussten. Dafür gab es die Faktoren, die Meister oder Schlosser – also den gehaltsempfangenden Mittelbau der Fabrik – ein wichtiges Bindeglied, um das Wissen für die vielfältigen Anweisungen und Arbeiten weiterzugeben. Die Bildung eines streng hierarchischen Systems erschien zwingend erforderlich, denn es hatte festzustehen, wer wem etwas beibringen musste – also etwas „zu sagen“ hatte. Der Alltag war zudem ein permanenter Kampf gegen die Gleichgültigkeit der Arbeiterschaft. Als in der Lackiererei einmal durch Unachtsamkeit ein Fass Terpentin auslief, versuchte ein Arbeiter, die Lache mit Asche – in der sich noch Glut befand – aufzusaugen. Daraus entstand ein schwerer Fabrikbrand, der meinem Urgroßvater beim Löschen schwere Brandwunden zufügte.

6. Soziales

„Soziales“ im heutigen Sinn gab es nicht – man kannte sich. Der Standesunterschied wurde nicht in Frage gestellt – im Gegenteil, das Wohlergehen der Firma war ein Garant für Sicherheit und Einkommen. Ein großer Teil der Belegschaft wohnte in den umliegenden Häusern, die der Fabrik gehörten. Zwischen den Arbeitern und dem Unternehmen bestanden oft feste Bindungen. Oft hatten bereits der Vater oder der Onkel bei uns gearbeitet. Eine Arbeitnehmerfamilie brachte es insgesamt auf 145 Jahre Betriebszugehörigkeit.

Die Dauer der Betriebszugehörigkeit war überhaupt länger. Viele fingen nach der Volksschule mit 14 Jahren an und blieben, bis sie „die Rente durch“ hatten. Auf alten Bildern von der Belegschaft sieht man daher immer auch „Kinder“. Nach dem Krieg begannen wir, die Rentner von dem sehr guten Porträtisten Heinz Wever aus Herscheid in Öl malen zu lassen. So hingen im Treppenhaus etwa 15 Bilder von Jubilaren mit über fünfzigjähriger Betriebszugehörigkeit. Später wurde das „Malalter“ auf 40 Jahre gesenkt.

Wer nicht „auf die Firma“ kommen konnte, hatte die Möglichkeit zur Heimarbeit. In vielen Wohnungen standen in der Wohnküche ein Biegebock und natürlich die Kästen mit der halbfertigen und der fertigen Ware, die zweimal wöchentlich vom Heimarbeitsfahrer ausgetauscht wurden. Die nahe gelegene Friedrich-Wilhelm-Straße⁶ gehörte zum Haupteinzugsgebiet für die Arbeiter und die Heimarbeiter. Diese Straße war angeblich – wie in Lüdenscheid kolportiert wurde – auch nicht nach einem preußischen König, sondern nach den Firmengründern benannt.

Ein Eckhaus nannte sich „die Schweiz“ – hier wohnte der Schweizer, der für die Landwirtschaft und die Kühe die Verantwortung trug. Die Landwirtschaft war wichtig: In der ersten Generation hatte die Frau des Gründers, Henriette Brauckmann, geb. Rötelmann (* 1834, † 1894), die Arbeiter noch mit vollständigen Mahlzeiten gepflegt, denn für die schweren und dreckigen Schleifarbeiten kamen Arbeitskräfte aus Halver. Diese blieben unter der Woche in der Fabrik und übernachteten auf dem Boden neben dem Kesselhaus. Noch meine Großmutter besuchte und beschenkte in

3) Es wurde also weiterproduziert, auch wenn die Auftragsstückzahl bereits erreicht war. Das, was man überschüssig produzierte, kam ebenfalls aufs Lager.

4) Dies war die für den Werkzeugmacher damals wichtigste Maschine (oder das wichtigste Handwerkszeug???) zum Hobeln der Stahlteile; Shaping = Hobel.

5) Der Arbeiter hatte typischerweise eine schwarze Kappe auf, die man heute auch noch auf den alten Belegschaftsbildern sieht. Nach der Gleichschaltung 1933 und dem Aufbau der „Arbeitsfront“ wurden diese Arbeiterkappen dann als „Arbeitsfront-Kappen“ bezeichnet.

6) Die Friedrich-Wilhelm-Straße beginnt an der Südstraße in Höhe der Firma Brauckmann und verläuft hufeisenartig parallel zur Südstraße.



Abb. 4. Schlosserei Brauckmann & Pröbsting, 1930

ten bedürftige Familien in der Nachbarschaft.

Die hygienischen Verhältnisse waren immer ein Problem. In den Werkswohnungen lebten häufig mehrere Generationen zusammen auf engem Raum, eine Toilette befand sich auf der halben Treppe im Treppenhaus bei 20-Watt-Birnen und Minutenlicht; waschen konnte man sich nur in der Küche unter dem Kran. Neben der Bereitstellung einer großen Summe für das öffentlich genutzte Schillerbad setzte sich mein Großvater zur Verbesserung der hygienischen Verhältnisse vor allem auch für die Verrohrung der Abwässer aus den Häusern der Friedrich-Wilhelm-Straße talwärts zum Klärwerk ein. Später wurde in den Kellerräumen der Fabrik für die Belegschaft und ihre Familien eine Dusche eingerichtet. Jeder, der in diesen Raum wollte, konnte sich den Schlüssel im Betriebsbüro holen.

7. Materialfluss

Die oben beschriebene unübersichtliche Abteilungs- bildung führte zu einem erheblichen Materialtransport in der Fabrik. Den Begriff „Materialfluss“ gab es noch nicht – und für die Sache selbst auch kein Bewusstsein. Fünf Arbeiter waren dafür zuständig, dass die Teile in Kästen von der einen zur anderen Abteilungen, zur Ausscherei, zur Rollerei, in die Galvanik (im Keller), zur Waage, in die Packstube, auf das Lager und in den Versand gefahren wurden. Dazu schüttete man die fertigen und halbfertigen Teile in Eisenkästen und stellte sie auf flache Wägelchen, die als „Möpfe“ bezeichnet wurden. Die „Möpfe“ hatten vier Rollen und eine weitere etwas erhöhte Rolle in der Mitte, was sie in hohem Maße manövrierfähig machte: Sie ließen sich so um die eigene Achse drehen. Eine besondere Herausforderung für die Transporteure waren die Gefälle auf den Übergängen. Hier mussten immer zwei Arbeiter zupacken – um entweder zu ziehen oder zu bremsen. Da die Maschinen keine zuverlässigen Stückzähler hatten, wurden die Stückzahlen erst an der Waage – also vor dem Packen – erfasst. Das bedeutete, dass jeder

Kasten und auch jedes Transportlos vor der Weiterbearbeitung immer wieder zur Waage befördert werden mussten. Das galt besonders dann, wenn sich im Ablauf Handarbeitsgänge befanden, deren Lohn nach Stück (Stückakkord) abgerechnet wurde.

Die Eisenkästen bildeten ein besonderes Problem. Da für jeden Wiegevorgang auf den Stückzahlwaagen das Kastengewicht bekannt sein musste, stand auf jedem Kasten mit weißer Farbe die Tara.⁷ Das Erfassen der Tara passierte ebenso wie die Inventur mit großem Aufwand einmal im Jahr und dann immer am Wochenende. Ein weiteres Problem der Eisenkästen war ihre Verfügbarkeit. Wenn die Produktion gut lief, waren keine Kästen zu bekommen, oft musste eine Maschine stehen bleiben, weil in der Packstube noch keine Kästen wieder frei geworden waren. Und umgekehrt wusste man in „flauen Zeiten“ nicht „wohin mit den leeren Ungetümen“.

Wo etwas abfließt, muss etwas zufließen. – Damals wurde der Draht, der aus nahe gelegenen Drahtrollen im Altenaer Raum kam, in Ringen zu 60 kg angeliefert. Immer wenn ein Lastwagen mit Draht in den Hof fuhr, wurde über eine zentrale Rufanlage („Tröte“) mit der Nummernanzeige 99 das „Drahtkommando“ zusammengetrommelt. Hierbei handelte es sich um junge kräftige Arbeiter, die sich einen derben Lederschurz um den Hals legten. Sie traten der Reihe nach vor die Pritsche und jeder bekam einen Ring auf die Schultern gelegt. Mit diesem Ring wanderten sie die Treppe hinunter ins Drahtlager, wo ihnen der Lagerverwalter den Platz anwies. Während der Zeit, die das Drahtkommando benötigte, wurden die Maschinen, an denen die Arbeiter arbeiteten, abgestellt. Das Drahtlager lag weit entfernt von der Produktion, da wegen der Deckenbelastung und der Transmissionsriemen die zentralen Stellen in der Fabrik für Maschinen reserviert waren.

Die Versorgung der Maschinen mit Material war eben-

falls eine Aufgabe der innerbetrieblichen Transportbeauftragten. Dafür hatten sie statt der „Möpfe“ spezielle Wägelchen, die bis zu vier Drahttringe aufnehmen konnten. Jeder Drahttring musste von zwei Arbeitern zusammen auf den Haspel an der Maschine gehievt werden. Für externen Transport stand ein Lastwagen zur Verfügung – traditionell ein 3,5-Tonner. Hauptaufgabe des Fuhrparks war die tägliche Stückgutfahrt zum Bahnhof und das regelmäßige Abholen des Drahtes aus Altena.

8. Nachkriegszeit

Der alte Opel Blitz aus der Vorkriegszeit wurde zusammen mit unserem Fahrer zum Krieg eingezogen und schaffte es nach Aussagen des Fahrers, den wir nach dem Kriegsende sofort wieder einstellten, mit ihm zusammen bis in den

Kaukasus. Der nächste Lastwagen war wieder ein Opel Blitz, er wurde 1945, wie viele Autos damals, aus dem Wald gezogen und sofort als Holzvergaser umgebaut. Der Umgang mit einem Holzvergaser war sehr aufwändig, allein das Anlassen dauerte ca. zwei Stunden – mit elektrischer Gebläseunterstützung. Nach ca. 150 km Fahrt musste Holz nachgefüllt werden. Anlässlich einer Fahrt im Jahr 1946 nach Holstein, um dort bei Verwandten Krampen für Weidezäune gegen Kohl- und Fleisch zu „kompensieren“, war auf der Hinfahrt die Pritsche mit Holz voll beladen, welches sämtlich für die Reise benötigt wurde. In der Garage saß ein Arbeiter, der nichts anderes machte, als Buchenscheite zu spalten, damit sie die richtige Größe für den Holzkocher hatten.

In der ersten Zeit nach 1945 musste jede Fahrt von der Fahrbereitschaft, die der Militärregierung unterstand, genehmigt werden. Dazu gehörten insbesondere die häufigen Fahrten zu den Zechen des Ruhrgebietes, um Kohlen für die Heizung zu bekommen. Die Eingriffe der Militärregierung in das tägliche Leben waren erheblich. Neben der Wohnraumbewirtschaftung ging es für die Unternehmen zunächst um die Genehmigung zur Wiederaufnahme der Produktion – das „Permit“. Es war ein langer und banger Kampf, bis es soweit war, dass aus Düsseldorf die Genehmigung vorlag. Das nächste Problem bestand dann in dem Bezug von Draht und sonstigem Vormaterial, für das es Eisenscheine gab. Die ersten Schritte im Rahmen der Wiederaufnahme der Produktion – nachdem die Reste der Kriegsproduktion, in unserem Fall die sog. Schlagbolzen für die Zünder, abgeräumt waren –, bestanden zunächst in der Herstellung von „Kompensationsware“. Hierbei handelte es sich um verbrauchsnahe Artikel – wie in unserem Falle – um Nägel, Ösen, Krampen oder Sturmhaken, für die ein großer Bedarf bestand. Baukastenschrauben für Metallbaukästen wurden gegen fertige Baukästen getauscht. So verteilten wir im

⁷ Tara ist das Gewicht des leeren Kastens, welches beim Auswiegen der Ware (Brutto) wieder abgezogen wurde, um das Reingewicht der Teile (Netto) zu erhalten. Daraus konnte dann über eine Stückzahl-Waage die Menge im Kasten berechnet werden.



Abb. 5. Hauptkontor Brauckmann & Pröbsting, 1930

Weihnachtswinter 1947 statt Weihnachtsgeld einfache „Walter“-Baukästen an die Belegschaft.

9. Fertigungssteuerung

Die Fertigung war früher nicht „zeitkritisch“, also unter dem Gesichtspunkt der Herstellungs- und Lieferzeiten nicht prozessoptimiert. Die Lieferbereitschaft der Katalogartikel wurde ausschließlich über Lagerfertigung und Belieferung vom Lager aufrechterhalten. Auftragsfertigung war die Ausnahme. Die Fabrikation der sehr wenigen Kundenteile erzeugte keinen Zeitdruck. Der Zeitaufwand für die Auftragsvorbereitung – Korrespondenz mit dem Kunden, vielfältiges Abklären von Details auf dem Postweg mit langen Laufzeiten, das Bemustern und Kalkulieren etc. – stand in keinem Verhältnis zur eigentlichen Fertigung. Eine auftragsbezogene Durchlaufsteuerung spielte daher eine untergeordnete Rolle und damit ebenso das Problem der Termineinhaltung. Die internen Durchlaufzeiten von ca. einem Monat bis zur Fertigstellung waren im Vergleich zu den Kommunikationszeiten über den Vertreter oder den Exporteur zum Kunden eher kurz. Der Auftragsdurchlauf wurde angewiesen und gesteuert durch die von morgens bis abends in der Fabrik umherlaufenden Faktoren. Diese waren auch die Ansprechpartner für die Meister und Mitarbeiter im Falle von Problemen an Maschinen, mit dem Personal usw.

10. Lager und Versand

Unsere Fabrik hatte erhebliche Lagerflächen. Die jeweils obersten Stockwerke waren Läger. Wir hatten ein englisches, ein französisches, ein Inlandslager und ein allgemeines Exportlager und noch das „lose“ Lager. Selbstredend befanden sich auf dem englischen Lager die Artikel nach den Nummern des englischen Katalogs geordnet und mit ihren englischen Bezeichnungen versehen. Gewindemaße waren in Whitworth, Maßangaben in Inch und die Mengen in Gross angegeben.

Die Läger bestanden aus endlosen Regalreihen. Die unteren Schösser waren dem Schüttgut vorbehalten. Im Falle eines Kundenauftrags wurden die Haken oder Ösen mit Schaufeln aus dem Schoss genommen und dann entweder vor Ort in Schachteln umgefüllt und etikettiert oder zum Verpacken in die Packstube zurückgebracht. Für das Schüttgut setzten die Lagerarbeiter Kastentransportwagen aus Buchenholz ein. Da sich das Fertigungsprogramm nicht schnell änderte, hatte die Lagerhaltung nur ein geringes Risiko. Unser englischer Vertreter kam regelmäßig aus London und kannte bereits seit Jahren jede Ecke und jedes Fach im Lager.

Der Versand erfolgte üblicherweise in Holzkisten. Kistenschreinereien, die das Kistenlager immer auffüllen konnten, gab es in der Umgebung jeder Fabrik. Die Kisten wurden durch Nageln verschlossen. Das gleichmäßige Hämmern war das Grundgeräusch des Versands. Je nach Exportmarkt mussten die Teile anders verpackt werden. Es gab spezielle Übersee-Holzkisten ohne Querlatten, die zunächst mit Ölpapier ausgeschlagen und dann gepackt wurden. Alle Kisten kennzeichnete man mit vorgegebenen Schablonen in schwarzer Farbe. So wie die Packstube ein großes Etikettenlager führte, so verfügte der Versand über ein sehr großes Schablonen-, ein Papier- und ein Holzwollelager.

11. Kommunikation

Die mangelnde Ausbildung der Lohnempfänger hatte noch eine weitere Konsequenz: Schriftliche Anweisungen oder gar Zeichnungen spielten nur eine untergeordnete Rolle. Die Rückwand unseres Betriebsbüros bestand aus einer Schrankwand mit über 600 Schubladen und jede Schublade hatte wiederum sechs bis zwölf Fächer. Das war sozusagen die zentrale Datenbank: Hier war das Wissen des Unternehmens gespeichert. Zu jedem Teil, welches einmal hergestellt

worden war, gab es eines oder mehrere Muster. Diese dienten bei zukünftigen Aufträgen als Anweisung zum Aufstellen der Maschine, aber auch dem Verkauf zur Bestückung der Kollektionen. Die Kommunikation mit dem Kunden erfolgte überwiegend über das Bereitstellen von Ausfallmustern.

In der Packstube wurde zusätzlich an die Pakete außen mit Bindfaden noch jeweils ein Muster des jeweiligen Inhaltes angebunden. Das war schon deswegen nötig, weil die vielen Bezeichnungen (DIN oder Whitworth) für Gewindemaße, mm oder Zoll für Längen und Durchmesser, zusätzlich noch die Artikelbezeichnungen in verschiedenen Sprachen mit jeweils abweichenden Katalognummern die Mitarbeiter überfordert hätten. Die innerbetriebliche Kommunikation erfolgte vorwiegend durch „Hingehen“. Die fußläufige Information war der Normalfall: Der Verkauf ging in das Betriebsbüro, der Faktor ging zum Meister, der Meister ging durch die Abteilung und zurück. Allein die Frage: „Kann der Kunde Donnerstag Ware abholen?“ löste lange Fußmärsche aus und endete meiste mit der lakonischen Antwort des Meisters: „Kommt drauf an.“

Für meinen Großvater gab es noch eine weitere wichtige Art der Kommunikation. Das Privatkontor befand sich im Neubau im zweiten Stock. Im Keller standen unsere Doppeldruckpressen – damals die modernsten und teuersten Maschinen. Sobald eine der Maschinen stand, merkte mein Großvater auf. Er kannte jede einzelne Maschine am Klang. Wenn eine stand, stieg er sofort in den Keller, um zu kontrollieren. Mein Großvater war passionierter Jäger. Im Büro erschien er häufig im grünen Rock und brachte morgens immer seinen Jagdhund mit. Der Hund hatte seinen Platz unter dem Tisch im Betriebsbüro. So lief der Hund dann jeden Morgen vom Privatkontor durch das Hauptkontor ins Betriebsbüro. Hier saßen die Faktoren. Einer von ihnen war gleichzeitig der Jagdaufseher meines Großvaters.

Wenn der Hund durchlief, wusste das ganze Kontor, dass der Chef da war. Einmal passierte es, dass auf die Frage: „Ist der Chef schon da?“ die Antwort kam: „Der Hund ist noch nicht durch.“

Produktionszahlen gab es praktisch nicht. Der Versandleiter Herr Edmund – „Tonnen Ede“ genannt – überreichte jeden Abend gegen sechs Uhr feierlich einen handgeschriebenen Zettel mit der Tagesnotiz. Das Ergebnis dieses Tagesabschlussrituals bestimmte dann ganz wesentlich die Laune am Feierabend – unabhängig von der Richtigkeit dieser Zahl, die natürlich davon abhing, ob an diesem Tag schwere oder leichte, teure oder billige Teile versandt wurden. Eine Zusammenstellung der täglichen Ausgangsrechnungen kam erst später hinzu.

12. Qualität

Aufzeichnungen über Fehlerkosten gab es nicht, obwohl der Ausschussanteil oft beachtlich war. Daher galt morgens nach dem Betriebsrundgang die besondere Aufmerksamkeit den Schrottkisten, in der der Kernschrott (Matrizen und Butzen) vom übrigen Schrott getrennt abgeladen wurde. Wenn es „zu doll“ wurde, versuchte man, die Schrottkiste mit Spänen abzudecken.

Die Qualität wurde hochgehalten durch Wegwerfen. Vor der Waage befand sich die Ausscherei. Hier saßen zwei und manchmal drei Frauen über einen mit Blech ausgeschlagenen Tisch gebeugt. Händeweise wurden die Haken und Ösen oder die Schrauben möglichst gleichmäßig zunächst auf dem Blech ausgestreut und verteilt, dann genauestens in Augenschein genommen. Das war die Kontrolle. Die Anforderungen an die Qualität an Haken und Ösen waren nicht hoch und beschränkten sich in der Regel auf die Tatsache, ob ein Gewinde vorhanden war oder nicht. Dazu benötigte man keine Prüfpläne: Die Frauen kannten ja die Teile. Die später hinzugekommene Fabrikation von Schrauben erforderte natürlich Gewindemesslehren. Der Kontrolleur griff sich aus jedem Kasten ein bis zwei Teile und ließ die Messlehre über das Gewinde laufen.

Sonstige Lehren wie Master, Bügelmessschrauben, Oberflächen-, Schichtdickenmessgeräte etc. waren nicht erforderlich. Eine heute kaum noch nachvollziehbare Ursache für die mangelnde Genauigkeit der Arbeit in der Fabrik bestand in dem Fehlen jeglicher Normung. Die Folge war, dass Musterkarten vorgehalten werden mussten, auf denen man alle Artikel mit Draht aufgezogen und befestigt hatte. Das gleiche Verfahren wurde auch bei Kundenteilen angewendet, die dann zur Kontrolle herangezogen werden konnten.

13. Verkauf

Zur Zeit der Handarbeit auf den Kotten und Schmitten – also noch in der Zeit vor der fabrikmäßigen Erstellung der Teile, mithin vor der Gründung der Fabrik in den 1850er Jahren – wurde der Vertrieb von Kommissionären übernommen, denen die Hersteller die Ware auf Karren anlieferten, über oft unwegsame Straßen in den Tälern oder auf Hohlwegen durch die Wälder. Sie waren als Hersteller den Kommissionären in Abnahmemengen und Preisen völlig ausgeliefert. In der Familie wurde immer wieder erzählt, dass der Ur Großvater einmal aus Wut über die Preise eine ganze Karre voll fertiger Ösen in die Volme gekippt hatte und dann nach Hause kam mit der Bemerkung: „Jetzt sind wir pleite“. Nachdem wir uns auf eine fabrikmäßige Organisation und Produktion umgestellt hatten, nahmen wir den Verkauf der Waren selbst in die Hand. Auf dem Kontor gab es einen Inlands- und einen Exportverkauf. Die Herausforderungen an den Verkauf lassen sich heute kaum noch ausmalen: Brieflich korrespondiert wurde handschriftlich – erst später eröffnete sich die Möglichkeit, Briefe mittels Kopierstift und Kopierpresse zu duplizieren. Die Briefe wurden per Post versandt. Daher war die Poststelle eine der wichtigsten Abteilungen unserer innerbetrieblichen Organisation. Viele Fabrikanten ließen es sich nicht nehmen, jeden Morgen die Post selbst abzuholen. Die Verteilung der Post im Haus war bei uns immer ein Ritual: Nach dem Chef kamen die Prokuristen, von denen sich einer für die Aufträge und der andere für die Rechnungen interessierte. Erst dann wurden die Postkörbe an die Fachabteilungen zur Bearbeitung von Anfragen und Kalkulationen etc. weitergeleitet.

Der Gütertransport erfolgte über Karren; es gab unterschiedliche Karrenmaße. Jede Fuhre musste zur Feststellung des Gewichtes auf die Güterwaage. – Der Vertrieb wurde durch Reisende besorgt, die oft monatelang ohne Nachricht bis in ferne Länder unterwegs waren. Da der Verkauf einen sehr hohen Exportanteil einschloss, musste der Exportsachbearbeiter vor allem in englischer und französischer Sprache korrespondieren. Geldüberweisungen ins Ausland sind noch heute umständlich – damals war der Geldverkehr geradezu eine eigene Wissenschaft. Die Korrespondenz – Kataloge, Preislisten etc. – erfolgte ebenfalls in der Landessprache mit Artikelbezeichnungen, die oft unübersetzbar waren und sich aus lokalen Begriffen wie „Wiener Vorreiber“ oder „Englische Sturhaken mit Ösen“ herleiteten.

Globalen Warenverkehr gab es um die Jahrhundertwende und vor dem Ersten Weltkrieg sozusagen nur

in eine Richtung. Mein Großvater verkaufte nicht nur nach Frankreich und England, sondern auch nach China und Ägypten. Die komplizierte Abwicklung besorgten häufig die hamburgischen oder bremischen Exportkaufleute, die weltweit Handelskontakte unterhielten, und in einzelnen Fällen auch der eigene Vertreter, der oft monatelang unterwegs war und dann mit vielen neuen Fabrikationsideen zurückkam. Diese Vertreter waren die Absatzmittler für das Unternehmen – meist selbstständige Handelsvertreter, die auch noch für andere Fabrikanten tätig waren. Wichtigstes Utensil des Vertreters waren die Musterkoffer mit den „Müsterkes“. Die Sortimente zog man mit Draht auf grüne Mustertafeln auf. Sie konnten so dem Kunden in Natura gezeigt werden. In der Packstube war immer ein Mitarbeiter damit beschäftigt, die Mustertafeln zu aktualisieren.

Da die Fabrikanten der Gründergeneration fast ausschließlich technische bzw. maschinentechnische Vorkenntnisse einbringen konnten, häufig aber über keine Marktkontakte oder Vertriebsfähigkeiten verfügten, besaßen die Handelsvertreter einen großen Einfluss. Sie waren gleichsam die Brücke zum Kunden; von ihnen kamen die Informationen über die Konkurrenz, Anregungen zu neuen Produkten oder Klagen über zu teure Verkaufspreise. Daher verdienten die Vertreter oft sehr gut. Mein Großvater beschwerte sich einmal, dass einer unserer Vertreter mehr verdienen würde als er selbst. Wir hatten zeitweilig mehr als zwölf Inlands- und Auslandsvertreter.

14. Kurze Zusammenfassung

Das Wissen über die betrieblichen Interna, über Arbeitsabläufe und Besonderheiten einzelner Firmen, die im 19. und 20. Jahrhundert die wirtschaftlich-industrielle Entwicklung Lüdenscheids entscheidend prägten, geht verloren, weil die Zahl der Zeitzeugen kontinuierlich abnimmt. Es erscheint deshalb umso wichtiger, anhand von Beispielen wie der einstmals bedeutenden Firma Brauckmann & Pröbsting geschichtliche und industriekulturelle Besonderheiten festzuhalten und im kollektiven Gedächtnis der Stadt zu verankern.

Abbildungsnachweis:

Die Abbildungen 1 – 5 sind entnommen der Schrift „Brauckmann & Pröbsting . Geschichte eines Lüdenscheider Industrieunternehmens“, 1948, dargestellt von Alfred Dietrich Rahmede unter Mitwirkung des Genealogen Otto Lesser, beide in Lüdenscheid. Die Aufnahmen sind von Carl Huth, Photographische Kunstanstalt in Lüdenscheid.



Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung

Herausgeber: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Alte Rathausstraße 3, 58511 Lüdenscheid, Telefon 02351/17-1645

www.ghv-luedenscheid.de

Schriftleiter: Hartmut Waldminghaus

Druck: Märkischer Zeitungsverlag GmbH & Co. KG

